

福  
福  
福



中  
度  
文

興味深い学期を思い出して、  
パトリックとロッセラのために

**Venezianische  
Wahrheiten**  
Japanische Lektionen  
in der Stadt Marco Polos

*Florian Coulmas*



Deutsches Institut für Japanstudien

Miscellanea 20

# Deutsches Institut für Japanstudien

Jochi Kioizaka Bldg. 2F  
7-1, Kioichi  
Chiyoda-ku, Tokyo 102-0094, Japan  
Tel.: (03) 3222-5077  
Fax: (03) 3222-5420  
e-mail: [dijtokyo@dijtokyo.org](mailto:dijtokyo@dijtokyo.org)  
homepage: <http://www.dijtokyo.org>

Direktor: Prof. Dr. Franz Waldenberger

Alle Abbildungen © Florian Coulmas

Erscheinungsjahr: Oktober 2020  
Erscheinungsort: Tokyo  
Herstellung: IUDICIUM Verlag GmbH, München  
ISSN 0941-1321

# INHALT

|  |     |
|--|-----|
| Prolog .....                           | 7   |
| 1 Vergangenheit in der Gegenwart ..... | 9   |
| 2 Zukunft in der Gegenwart .....       | 11  |
| 3 Paläste .....                        | 14  |
| 4 Dante im Studentenwerk .....         | 17  |
| 5 San Sebastiano 23 .....              | 21  |
| 6 Auf dem Weg zur Wahrheit .....       | 24  |
| 7 San Sebastiano 14 .....              | 26  |
| 8 Auf dem Weg zur Wahrheit .....       | 30  |
| 9 Intermezzo Tokyo .....               | 34  |
| 10 San Sebastiano 23 .....             | 40  |
| 11 Auf dem Weg zur Wahrheit .....      | 43  |
| 12 Gewänder .....                      | 47  |
| 13 San Sebastiano 23 .....             | 49  |
| 14 Auf dem Weg zur Wahrheit .....      | 53  |
| 15 San Sebastiano 14 .....             | 55  |
| 16 Auf dem Weg zur Wahrheit .....      | 63  |
| 17 San Sebastiano 23 .....             | 69  |
| 18 Auf dem Weg zur Wahrheit .....      | 76  |
| 19 San Sebastiano 14 .....             | 82  |
| 20 Auf dem Weg zur Wahrheit .....      | 88  |
| 21 San Sebastiano 23 .....             | 91  |
| 22 Auf dem Weg zur Wahrheit .....      | 96  |
| 23 San Sebastiano 14 .....             | 102 |
| 24 Auf dem Weg zur Wahrheit .....      | 113 |
| 25 San Sebastiano 23 .....             | 116 |
| 26 Auf dem Weg zur Wahrheit .....      | 122 |
| 27 San Sebastiano 14 .....             | 124 |
| 28 Auf dem Weg zur Wahrheit .....      | 128 |
| 29 San Basilio 06 .....                | 130 |
| 30 Die Stunde der Wahrheit .....       | 133 |
| 31 Wahrheit GmbH .....                 | 140 |
| Epilog .....                           | 142 |
| Zitierte Literatur .....               | 143 |



## PROLOG

Japan und Italien haben so manches gemein. Beide sind reiche Industrieländer mit einer langen kulturellen Tradition, die weltweit hochgeschätzt wird. In beiden Ländern erfreuen sich die Menschen eines längeren Lebens als fast überall auf der Welt. Wenn die Rede auf die demographische Entwicklung kommt, werden sie häufig in einem Atem genannt, insbesondere auch bezüglich der niedrigen Fertilitätsrate (Japan 1,4, Italien 1,3 Lebendgeburten pro Frau). Für beide Länder sind die damit verbundenen Prozesse der Alterung und Bevölkerungsschrumpfung Herausforderungen mit diversen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Facetten.

Trotz dieser unverkennbaren Merkmale erfolgreicher Gesellschaften, gehören beide Länder jedoch nicht zu den zehn glücklichsten Ländern der Welt. Auf der Skala des Welt-Glücksberichts der Vereinten Nationen rangiert Italien nur auf Platz 36, Japan noch viel weiter abgeschlagen auf Platz 58. Und es gibt noch andere Indikatoren, die darauf hindeuten, dass langes Leben und Reichtum nicht unbedingt Lebenszufriedenheit garantieren; wie etwa die relativ hohe Zahl der alleinlebenden Personen, die ohne Partner und ohne Kinder durchs Leben gehen.

Dass Japan und Italien sich auch in vieler Hinsicht unterscheiden, z. B. in sozialen Konventionen, Etikette, Arbeitsethik und Alltagsverhalten, brauche ich nicht hervorzuheben. Diese Gemeinsamkeiten und Unterschiede machen einen Vergleich attraktiv. Die Gelegenheit, die mir geboten wurde, italienische Studentinnen und Studenten über die japanische Gesellschaft zu unterrichten, nahm ich deshalb gerne wahr, zumal in Venedig, einer Stadt, die ältere Beziehungen nach Ostasien hat als beinahe jede andere in Europa. Zusätzlich reizvoll wurde diese Aufgabe durch den mir ungewohnten Blick auf den Gegenstand meiner Arbeit im Hörsaal einer italienischen Universität. In den Sozialwissenschaften ist der Standpunkt ja besonders wichtig, weil er einen Einfluss darauf hat, was man für bemerkenswert hält und welche Fragen man stellt. Sich im abstrakten Sinne gewahr zu sein, dass die Perspektive irgendwo anders wahrscheinlich eine andere ist, ist nicht dasselbe, wie irgendwo anders zu sein und das somit konkret selbst zu erfahren.

Zu dieser Erfahrung hat mir ein Semester an der Universität von Venedig Ca' Foscari und haben mir die Teilnehmerinnen und Teilnehmer meines Seminars verholfen. Einige der Einsichten, die ich dabei gewonnen habe und für mitteilenswert halte, habe ich auf den Seiten dieses Büch-

leins festgehalten. Dass es in einer Reihe des Deutschen Instituts für Japanstudien in Tokyo, dem ich eine Weile lang dienen durfte, erscheinen kann, sei in Dankbarkeit vermerkt. Während meiner Zeit am DIJ war „Glück und Unglück“ in Japan ein zentrales Forschungsthema, denn dass eine reiche, hoch gebildete Bevölkerung mit der höchsten Lebenserwartung der Welt insgesamt nicht besonders glücklich war, gab einige Rätsel auf. Die japanische Jugend allerdings blickt viel fröhlicher in die Welt, wie Noritoshi Furuichi in seinem Buch „Glückliche Jugend in einem verzweifelten Land“ beobachtete. Dieses Buch war Grundlage des Seminars.

Juli 2020



Abbildung 1. Relief eines reichen Händlers aus der Levante

## 1 VERGANGENHEIT IN DER GEGENWART

Wenn die Möwen durch den Nebel schreien und an der Mole der Barmherzigkeit (Fondamenta Misericordia) ein Sarg auf eine schlichte Barke ohne Aufschrift, Wimpel und bunte Lackierung geschoben wird, wenn außer der Müllabfuhr auf dem Kanal kaum eine andere Bewegung zu sehen und zu hören ist, weil es noch früh am Morgen ist, dann kann man sich dem Tod in Venedig recht nahe fühlen. Auf diesen Seiten soll er zwar keine Rolle spielen, aber ihm eine solche auf der hiesigen Bühne streitig zu machen und keineswegs nur als Statist, ist nicht einfach, wo doch jeder Stein von ihm spricht, wo er auf Schritt und Tritt in Monumenten lauert und wo jedes Gedenken ungeniert zum Souvenir gemacht wird. In dieser Stadt, die von ihrer großen Vergangenheit zehrt, ist der Exitus viel wert. Wer hat hier nicht alles seinen letzten Atemzug getan, den nicht nur auf dem Grabstein der Familie zu erwähnen es sich lohnt, für die Fremdenführer und die ganze Industrie, die die Stadt ernährt!

In fast jedem Haus, das nicht auf eine verblichene Berühmtheit verweisen kann, ist irgendwann irgendetwas anderes geschehen, woran eine Inschrift, eine Tafel, ein Relief, ein Wappen oder ein Gerücht erinnert. Und Häuser, denen das alles fehlt, sprechen mit Patina, bröckelndem Mauerwerk und verrosteten Gittern vom eigenen Verfall, der im Winter, wenn die Bäume kahl sind und das Auge nicht von den reflektierenden Sonnenstrahlen auf den Kanälen abgelenkt wird, nicht zu übersehen ist. Nur nachts, wenn die Dunkelheit alles in gnädige Schatten hüllt und allein die erleuchteten Fenster in den Konturen der Renaissancepaläste zu sehen sind, scheint die Pracht der Lagunenstadt noch präsent.

Auf der Wartebank der Station des Wasserbusses klingelt neben mir ein Smartphone. Ja bitte, sagt der Besitzer, und einen Meter weiter sagt ein Mann, wo sind Sie, und dreht sich um. Ein dritter, auf der anderen Seite neben mir, lächelt mich wissend und etwas konspirativ an, als kennten wir uns seit Jahren: ja, die Technik! Die beiden Smarttelefoneure, die sich am Ort ihrer Verabredung also getroffen haben, reden über Wagner. Da, wo jetzt das Kasino ist, links schräg gegenüber, zeigt der, der sich auskennt, mit der Hand, und der andere nickt, auch so.

Dem Gedenken, an Wagner und all die anderen, ist schwer zu entrinnen, denn die Vergangenheit lässt nicht locker. Selbst die Andenken made in China, Murano-Glas, Teller mit aufgeprägtem Dogenpalast, Gondeln beladen mit Glaskugeln, in denen es schneit, als Briefbeschwerer, sind auf ihre Weise in der Geschichte verwurzelt; was freilich nur Gegner des freien Handels und der Globalisierung als Zeichen des Niedergangs bewerten können, kommen doch auch die Käufer dieser Schätze zu einem erklecklichen Teil aus China – wovon noch die Rede sein wird. Was wäre Venedig ohne China!



Abbildung 2. Venedig ist meine Zukunft

## 2 ZUKUNFT IN DER GEGENWART

Den Wert der Vergangenheit kennen und schätzen die Venezianer, aber viele wissen auch, dass sie nicht die Gewähr für eine sichere Zukunft ist. An der Gasse l'Aseo hat ein mutiger Bürger dem auf einem Transparent Ausdruck gegeben, das unter seinem Fenster hängt: Venedig ist meine Zukunft. Nicht weit davon, an der Anlegestelle eines kleinen Kanals, hängt ein Banner. NEIN zu großen Schiffen, steht darauf. Man begegnet ihm häufiger in der Stadt, wie auch kleinen Aufklebern mit derselben Botschaft, Spuren einer (erfolglosen) Kampagne gegen das Anlanden wolkenkratzergleicher Kreuzfahrtschiffe in der Stadt. Ihretwegen wurde ein Kanal durch die Lagune 10,5 Meter tief ausgebagert, damit sie am Markusplatz vorbei zu ihrem Pier in Tronchetto fahren können, um immer größere Touristenströme in die Stadt zu lotsen. Die Gestaltung ihrer Zukunft selbst in die Hand zu nehmen, sind viele Menschen hier bereit, aber gegen die Autoritäten, die im Geiste des City Branding denken und

unter dem Diktat des Stadtkämmerers zu stehen scheinen, haben sie einen schweren Stand. Der Tourismus ist die größte Einnahmequelle, und eine andere ist nicht in Sicht, denn der sagenhaft profitable Fernhandel früherer Jahrhunderte wirft auch heute noch eine Rendite ab, obwohl die Nostalgie mittlerweile neue Investitionen erschwert. Das Banner erinnert an endlose Diskussionen über die Abwägung wirtschaftlicher, sozialer und ökologischer Prioritäten und ihr Versinken in den politischen Grabenkämpfen der Lagunenstadt. Viele Venezianer sind entschlossen, nicht nur die brüchige Glorie der Vorfahren zu vermarkten, aber einen gangbaren Weg in die Zukunft zu weisen, ist nicht einfach.

Wegen der Vergangenheit bin auch ich nicht hier, vielmehr soll ich mich für eine kurze Weile an dem unbestreitbar wichtigsten Vorhaben beteiligen, ihr nicht die Alleinherrschaft zu überlassen, sondern der Zukunft einen Platz in der Gegenwart dieser musealen Stadt zu sichern. Die knapp 20.000 Studenten der Universität sind die einzige junge Bevölkerungsgruppe, die Leben in die Stadt bringt, ohne etwas mit dem Tourismus zu tun zu haben, und somit die Hoffnungsträger. Hier sollen sie zu den klugen Köpfen von morgen werden. Auch für sie wie für ihre Lehrer ist jedoch das Gestern allgegenwärtig, und nicht wenige von ihnen sind vermutlich eben deshalb hier. Venedig – hier die Studienjahre verbringen, was für ein Traum! Die Realität der Gegenwart wird einen früh genug einholen.

E-Learning in vierhundert Jahre alten Palästen, das ist der akademische Alltag. Verwaltung, Ressourcenzugang und ein Teil der Lehre sind digitalisiert, wie in den meisten Universitäten. Dennoch wirkt das Ambiente prägend, denn so sehr sich Techniker und Dozenten bemühen, ein zukunftsorientiertes Studium zu ermöglichen, kommen sie an den dicken Mauern und daran, dass die Stadt auf Stelzen im Wasser steht, doch nicht vorbei. Oft genug macht sich bemerkbar, dass die elektronische Infrastruktur nicht nur im virtuellen Raum existiert, sondern eine gegenständliche Grundlage in Form der IT-Verkabelung hat und entsprechend den physischen Gegebenheiten angepasst sein muss. Gebäudestrukturen haben einen Einfluss, der hier nicht immer positiv ist. Das ist der Preis dafür, manche Veranstaltungen in unglaublich schönen Renaissance- und Barock-Räumen durchführen zu können.

Die Universität ist bestrebt, dieses stupende historische Erbe nicht zur Behinderung des wissenschaftlichen Fortschritts werden zu lassen.

Denkst du an die Zukunft? Wähle einen Master der Ca' Foscari!, sagt eine (analoge) Broschüre, und einige der Studiengänge sehen in der Tat zukunftsorientiert aus, jedenfalls reflektieren sie den Zeitgeist, allen voran der International Master in Economics and Finance. Auch Global Management for China sowie Democratic Governance, Democracy and

Human Rights in the MENA<sup>1</sup> Region werden auf Englisch angeboten, was in Kreisen, die sich dem akademischen Provinzialismus verbunden fühlen, nicht weniger Anstoß erregt als entsprechende Kurrikula in Deutschland. Ebenfalls zukunftssträchtig, wenn überhaupt ein Studium hier, da für Venedig lebenswichtig, ist Wirtschaft und Management des Tourismus, allerdings in italienischer Sprache, wie auch der Master über das auf den Nägeln brennende Thema Immigration: Migrationsphänomene und sozialer Wandel. Einen innovativen Eindruck macht der Master Yoga Studies, mit dem der indischen Lebenskunst in Italien zum ersten Mal die akademischen Würden verliehen werden, die sie aus Sicht ihrer Anhänger verdient. Das Angebot der Ca' Foscari Challenge School umfasst noch eine ganze Reihe weiterer Master-Studiengänge, die Umweltrecht, Technik, digitale Geisteswissenschaften, globale Wirtschaft und andere Fachrichtungen betreffen, wenn man sie als Fachrichtungen bezeichnen kann. Viele sind so neu und speziell, dass eine traditionelle Fachrichtung kaum auszumachen ist und der Eindruck entsteht, als reagiere die Universität immer mehr auf aktuelle Bedürfnisse, statt gesicherte Erkenntnisse weiterzugeben. Die Schnelllebigkeit unserer Zeit macht vor den Pforten alter Paläste nicht halt, wodurch die traditionelle Aufgabe des Lehrers, Studenten den Weg zur Wahrheit zu weisen, nicht einfacher wird.

---

<sup>1</sup> Middle East and North Africa



Abbildung 3. Palazzo Vendramin die Carmini,  
in dem sich das Ostasien-Institut befindet

### 3 PALÄSTE

Palazzo Vendramin dei Carmini, Dorsoduro 3462, Venezia. Das ist für ein Semester meine märchenhafte Adresse. Die reiche Kaufmannsfamilie der Vendramin hatte eine ganze Reihe von Palästen in Venedig, deren imposantester, Ca' Vendramin Calergi am Canal Grande, heute das Kasino beherbergt und das schon erwähnte kleine Wagner-Museum, das daran erinnert, dass Ricardo dort wohnte und starb. Was das Kasino betrifft, so scheint es damit trotz Wagner nicht gut zu gehen, obwohl es als „ältestes Spielkasino der Welt (seit 1638)“ um die Glücksritter wirbt. Der Niedergang geht vielleicht auf das Konto der Globalisierung des Glücksspiels bzw. der Kopie Venedigs in Fernost. Eines der größten Kasino-Hotels in Macau ist The Venetian, ein Riesenkomplex mit Markusturm, Gondeln auf dem Kanal unter blauem (überdachten) Himmel und allerlei anderen Gebäuden täuschend nachgebaut. Disney; aber gut genug für viele, die

Talmi lieben und nicht bis nach Italien fahren wollen, um ihr Geld einarmigen Banditen auszuhändigen. Jedenfalls sucht Venedig für Ca' Vendramin Calergi neue Pächter, die die Stadtkasse mit 100 Millionen Euro pro Jahr auffüllen sollen (außer der Miete). Der von der Universität gepachtete, an weniger prominenter Stelle gelegene andere Palazzo Vendramin, der gegenüber der Kirche Santa Maria dei Carmini, zieht weniger Aufmerksamkeit auf sich, und über ihn ist nicht so viel bekannt, außer dass er wohl im 16. Jahrhundert erbaut wurde und heute auch einen chinesischen Pächter hat. Was wäre Venedig ohne China!

Einen Teil des Erdgeschosses hat das Konfuzius-Institut des chinesischen Staates gemietet und aufwendig renoviert, was im Kontrast zu der einst repräsentativen, aber heute unwirtschaftlichen und heruntergekommenen Eingangshalle zu ebener Erde steht, die einer Baustelle gleicht. An der dem Portal gegenüberliegenden Seite öffnet sie sich auf einen großen Garten, der jedoch nicht zugänglich ist, da er zu dem benachbarten Palast gehört, in dem das belgische Konsulat ist. Die in die oberen Stockwerke führende Freitreppe ist auf den Absätzen mit farbigen Marmorintarsien ausgelegt, die hohen Räume haben teils mit Arabesken ausgemalte Decken und sind mit Stuckwerk, Puttos und Girlanden über den Türen verziert; Erinnerungen an märchenhafte Zeiten. Die Mauern des Aufgangs sind aus rohen Backsteinen ohne Putz, aus den Stufen sind Stücke herausgebrochen, und an manchen Wänden sind Fenster und Decke etwas aus dem Lot, da der Boden des ganzen Gebäudes an einer Seite abgesackt ist, unwiderruflich.

Die in der Architektur zementierten Standesunterschiede von einst werden heute reproduziert und lassen sich leicht am Belegungsplan des Palasts ablesen. Der Direktor der Abteilung, mein Gastgeber, hat sein Büro in einem Saal im ersten Stock mit Ausblick auf den Garten, anders als die Eingangshalle durch geputzte Fenster. Die Wand hinter seinem Schreibtisch schmücken zwei sicher vier Meter hohe eingerahmte Landkarten Japans aus der Meiji-Zeit. Am anderen Ende dieses Ballsaals, in dem man Rollschuh laufen könnte, steht ein eleganter Konferenztisch mit zwölf Stühlen. Und dann geht es abwärts in der Hierarchie: Manche Ordinarien haben ein eigenes Arbeitszimmer, andere ein halbes. Die übrigen Lehrkräfte, die diese Karriereetappe noch vor sich haben, teilen zu zweit oder zu dritt ein Arbeitszimmer, und Lektoren haben einen Schreibtisch in einem großen Raum, ebenso wie die Gastwissenschaftler, die sich zu fünft in einem solchen gesellen. Unterm Dach steht eine Reihe von vielleicht 15 Schreibtischen dicht an dicht, die von Doktoranden besetzt sind. Sehr viel Platz haben wir nicht, sagt der Direktor, denn das Institut ist groß: 12 Ordinarien, 29 Assoziierte Professoren, 12 wissenschaftliche Mitarbeiter/innen, 51 Lehrbeauftragte und 26 Lektoren. Im

Lesesaal des Instituts im ersten Stock, den die Studenten frequentieren dürfen, bleibt tagsüber kein Platz frei. Der Palazzo Vendramin dei Carmini ist nicht nur baufällig, er platzt mit einer solchen Besetzung auch aus den Nähten.

Die Universität hat viele Gebäude in verschiedenen Teilen der Stadt, darunter ehemalige Klöster, Theater und noch zwölf weitere Paläste, die diese Bezeichnung verdienen. Der berühmteste ist Ca' Foscari, in dem das Rektorat und andere zentrale Einrichtungen der Universität untergebracht sind und der ihr Namensgeber ist: Venetiarum Universitas in Domo Foscari. Ein Palast fürwahr, liegt das gut unterhaltene Gebäude aus dem fünfzehnten Jahrhundert an der weitesten Biegung des Canal Grande, eines der wenigen, von denen aus man die beiden wichtigsten Brücken der Stadt sehen kann, im Norden Rialto und im Süden Accademia. Das prächtige Haus Foscari ist gute vierhundert Jahre älter als die Universität, war das Profitstreben in dieser Stadt doch immer wichtiger als das nach Wahrheit. Francesco Foscari, der die Stadt über dreißig Jahre lang als Doge regierte, ließ den Palast 1453 bauen, erlebte seine Fertigstellung aber nicht mehr. Die Universität wurde erst 1868 im Zuge des Risorgimento (der Ausformung des modernen italienischen Nationalstaats zwischen dem Wiener Kongress 1815 und der Vereinnahmung des Kirchenstaats 1870) gegründet, bezeichnend und der Tradition der Stadt entsprechend mit der Wirtschaftsfakultät als Zugpferd.

Ein Semester in der Japan-Abteilung des Instituts für Ostasien und Nordafrika zu unterrichten, ist meine Aufgabe. Es ist Winter, und nichts hält die Studenten vom Lernen ab. Zwischen ihnen und mir steht nur noch die Verwaltung der Universität.



Abbildung 4. Dante, Skulptur der Galleria dell'Accademia

## 4 DANTE IM STUDENTENWERK

Nachdem mich eine Sekretärin der Abteilung eine Reihe von Formularen hat unterschreiben lassen, mich in einem Schnellkurs über die universitäre IT-Infrastruktur aufgeklärt, und mir in aller Liebenswürdigkeit und sicher ohne es zu wollen, eine Lektion über die Universalität administrativer Herrschaftsansprüche erteilt hatte, brauchte ich nur noch meine Karte zu aktivieren, mit der alles geht und ohne die nichts: Bücher ausleihen, Kopien machen, in der Mensa essen, Lesesäle und andere Gebäude betreten, die eigene Dozenten-Homepage mit Informationen zu Lehrveranstaltungen, Hörsälen, Prüfungen etc. einrichten, usw. Es ist eine Kreditkarte mit Foto, die von der Banco San Marco gegengezeichnet ist. Ich brauche, um mir den Sesam öffne dich zu eigen zu machen, nur noch zu ESU am Campo San Tomà zu gehen, jetzt gleich am besten, sagt die Sekretärin. Was ESU (gesprochen: Esu, nicht E-S-U) bedeutet, weiß ich nicht, und Kollegen, die ich frage, wissen es auch nicht, aber das sei nicht

so wichtig, das Büro sei zu ebener Erde und ich würde es schon finden. San Tomà ist nur zehn Minuten zu Fuß; allein hat ESU andere Öffnungszeiten als erwartet.

Immerhin gibt es am Campo San Tomà die Kirche San Tomà, die auf eine tausendjährige Geschichte zurückblickt, obwohl sie ihre heutige einschiffige Form erst im siebzehnten Jahrhundert erhielt. Sie ist derzeit das Zentrum von *Cammino neocatecumenale* einer in Spanien entstandenen Bewegung innerhalb der katholischen Kirche, die sich der Re-Christianisierung des Lebens in Europa und überhaupt verschrieben hat.

Der nächste Versuch am folgenden Morgen ist erfolgreich, ESU ist auf und stellt sich als eine Abteilung des Studentenwerks heraus, die sich auch um Belange von Gastwissenschaftlern kümmert. Am Anfang des Semesters ist der Andrang groß. Zwei Mitarbeiter stehen bereit, ihn zu bewältigen.

Aldo Sostero ist zuvorkommend und freundlich. Er bittet mich zu seinem Schreibtisch im hinteren Teil des Büros und Platz zu nehmen: woher ich käme und was mich hierherführte und auch, was er für mich tun könnte. Das war eine freundliche Geste, mit der er sich und mir die Zeit vertrieb.

Sein Kollege Fabio Dante tut unterdessen einiges, um Stereotypen über italienische Verwaltungsangestellte gerecht zu werden; vielleicht, weil die Arbeitsteilung mit Aldo nicht wirklich gerecht ist. Dass er sich für seine Klientel interessiert, würde man aus der oberflächlichen Beobachtung seines Verhaltens nicht unbedingt schließen. Sich denen zuzuwenden, die seiner Dienste bedürfen, scheint eine beträchtliche Mühewaltung zu sein und eine Huld. Einen Automaten mit Nummern, die eine Reihenfolge der Empfänger dieser Huld festlegen würden, gibt es nicht. Ein erkennbares Muster, wer an der Reihe ist, auch nicht. Wenn ein Neuankömmling die auf die Straße sich öffnende Tür, abgeschreckt von der sich auf den knapp 20 Quadratmetern drängenden Menge, mehr als zehn Sekunden offen lässt, ruft Herr Dante mit Stentorstimme, PORTA!! Er spricht konsequent Italienisch, was sein gutes Recht, nur nicht sehr praktisch ist, weil heute der Tag der ausländischen Studenten ist, die dieser Sprache nach dem ersten kursorischen Eindruck etwa zur Hälfte nicht mächtig sind; aber irgendwo müssen sie ja anfangen, sie zu lernen. Herr Dante glaubt an Wiederholung. Entsprechend lange dauert jedes Gespräch, das ohne jeden Diskretionsabstand coram publico geführt wird. Drei Studentinnen versuchen sich gegenseitig über die Sprachbarriere zu helfen, was den Prozess nicht beschleunigt. Der zuvorkommende Herr Sostero kann mir nicht weiterhelfen und auch sonst niemandem, da sein Computer nicht funktioniert. Alles ballt sich vor dem Schreibtisch seines Kollegen. Wann werde ich zu ihm vordringen können? Die Luft ist nicht mehr zum Atmen, aber draußen ist es kalt. PORTA!!! Soll ich aufgeben

und meiner Wege gehen? Ich hoffe, dass andere gehen, aber sie sind standhaft, weil sie wissen, dass sie es sein müssen. Also lerne ich noch einmal, ein kleines bisschen jedenfalls, was man tun und über sich ergehen lassen muss, um ein Studium im Ausland zu beginnen. Nach meiner Beobachtung müsste ich an der Reihe sein, doch andere Wartende sehen das anders, wieder und wieder.

Schließlich doch. An welcher Fakultät ich mich immatrikuliert hätte und für welches Fach, fragt Herr Dante. Das könnte ich schmeichelhaft finden, aber ich muss ihn korrigieren, soll ich hier doch nicht studieren, sondern dozieren. Heutzutage könne man ja nie wissen, sagt Herr Dante leicht irritiert und leicht apologetisch, während er mich über den Rand seiner Brille anblickt. Ich frage ihn nicht, ob ESU der äußerste Kreis der Hölle sei. Und für diesen klugen Akt der Selbstverleugnung werde ich belohnt. Dante aktiviert meine Karte ohne wenn und aber, und mir stehen nach nur eineinhalb Wartestunden alle Türen offen (bis zum nächsten vergessenen Passwort). Längere Nachforschungen ergaben, dass ESU für Ente per il diritto allo studio universitario also Agentur für das Recht auf Hochschulbildung steht, was praktisch niemand weiß, während aber jeder weiß, was ESU ist. Ein Stück gänzlich nutzloser Information also, was für den Neuling jedoch nicht so ohne weiteres ersichtlich ist, da er, auch sprachlich nicht ganz firm, erst lernen muss, dass auch in Italien wie etwas heißt nicht immer erkennen lässt, was es ist.

Konfuzius wusste und beklagte das schon vor zweieinhalbtausend Jahren. Er plädierte für Umkehr und Besserung, aber die Rezeption seiner Werke in Europa kam eben aus der Exotenecke nie heraus. In den Gesprächen fragt der Schüler Zi-lu Konfuzius, was er zuerst tun würde, wenn der Herrscher des Staates ihm die Regierung anvertraute, worauf Konfuzius antwortet:

Unbedingt die Namen richtigstellen.

Und zur weiteren Begründung führt er aus:

Stimmen die Namen und Begriffe nicht, so ist die Sprache konfus; ist die Sprache konfus, kommt es zu Unordnung und Misserfolg; so geraten Moral und gute Sitten in Verfall. Ohne Moral und gute Sitten gibt es keine gerechten Strafen mehr; gibt es keine gerechten Strafen mehr, so weiß das Volk nicht, was es tun und was es unterlassen soll. Darum Sorge der Edle, dass er Begriffe und Namen unter allen Umständen korrekt benutzt und sie in Taten umsetzen kann. Der Edle geht mit seinen Worten niemals achtlos um. Das ist es, worauf alles ankommt.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Konfuzius, Gespräche, 13.3

Dass die Moral heute wie immer auf einem Tiefpunkt ist, kann niemand bestreiten, und man kann mit Fug und Recht die Frage stellen, ob das hätte vermieden werden könnten, wenn die Worte das bedeuteten, was sie sagen und die Menschen sagten, was sie meinen. Andererseits zeigt ESU, dass Unordnung und Misserfolg letztlich doch vermieden werden können, wenn die Worte (nicht so ganz) stimmen und dass die Welt nicht zusammenbricht, wenn man einen Namen benutzt, ohne seine wörtliche Bedeutung zu kennen. Dass das der Lauf der Dinge ist, dass Sinnentleerung, Euphemismus und irreführende Bezeichnungen zum Wesen der Sprache gehören, soweit Sprachen von Menschen und nicht vom lieben Gott gemacht sind, hat Konfuzius übersehen, oder er wollte es nicht wahrhaben. Hätte ich von vornherein gewusst, was ESU bedeutet, wäre ich Herrn Dante kaum anders begegnet und schneller an meine Karte gekommen. Und wo wir gerade dabei sind, untergräbt auch die Tatsache, dass das Neue Ghetto Venedigs älter ist als das Alte Ghetto, kaum die öffentliche Moral und hindert das Volk nicht daran zu wissen, was es tun und lassen soll.



Abbildung 5. Der heilige Sebastian, Relief am Hörsaalgebäude San Sebastiano

## 5 SAN SEBASTIANO 23

Ausgerüstet mit aktivierter Karte und Identität, die mir Zugang zum universitätsinternen Netzwerk auch in den Hörsälen ermöglicht, kann der Unterricht beginnen. Montags um 8 im Winter wird die Teilnehmerzahl überschaubar sein, vermute ich. Der Hörsaal, San Sebastiano 23, ist aber voll besetzt, von mehr als 60 Studentinnen und ihren männlichen Kommilitonen. Wie soll das gehen, zu sechzigst einen Text lesen? Heiliger Sebastian steh mir bei!

Für irgendetwas müssen die Heiligen, die Venedig bevölkern, doch gut sein. Die Kirche San Sebastiano ist hinter einem Gerüst verborgen, da sie wie so viele Gebäude hier stark renovierungsbedürftig ist, weswegen man sie zurzeit nur gegen ein Eintrittsgeld betreten kann. Schon 1396 wurden an dieser Stelle die Mauern eines Gebetshauses errichtet, das aber erst später, nach einer schlimmen Epidemie, Sebastian geweiht wurde, dem römischen Soldaten, der unter Kaiser Diokletian den Märtyrer-

tod erlitt und im Laufe der Zeit nicht nur Apollos Job, uns vor der Pest zu bewahren, übernahm, sondern auch zum Schutzheiligen der Töpfer, Bürstenbinder, Bogenschützen, Leichenträger und Polizisten wurde (leider aber nicht der Professoren). Da er gewöhnlich als ein gutaussehender Jüngling dargestellt wird – so auch in einem Relief neben dem Eingang zum ehemaligen Konvent – hat er Maler und Dichter auf vielfache Weise inspiriert und taucht ganz unvermittelt an den unterschiedlichsten Orten auf wie in einem Selbstportrait von Egon Schiele, in George Orwells Neunzehnhundertvierundachtzig und, nicht ganz so unerwartet, in Thomas Manns Venedig. Berühmt ist die Kirche heute, weil Paolo Veronese ihre Sakristei um die Mitte des 16. Jahrhunderts über viele Jahre mit ebenso viel Genie wie Hingabe ausmalte. So verbunden fühlte er sich dieser Kirche, dass er sich in ihr beisetzen ließ.

Außer zur Besichtigung seines Grabsteins und der berühmten Gemälde dient die Kirche noch stets dem Gottesdienst, das Kloster, dessen Teil sie war, hingegen der Weisheit. Die Universität hat es von der Stadt gepachtet und darin die digitale Bibliothek, einige Verwaltungsbüros und Seminarräume untergebracht, die um den Garten herum arrangiert sind. Übertragt von dem Campanile der Kirche sowie zweier Türme der direkt benachbarten Kirche dell 'Angelo Rafael, ein paar Palmen, ein alter Ölbaum vor dem Renaissanceteil des ehemaligen Konvents, Zypressen auf einem Rasen, an den auf allen Seiten die Hörsäle und Wandelgänge angrenzen, ein Ambiente, in dem sich, wer dazu geneigt ist, ganz und gar dem Studium widmen kann. Man ist umfängen vom Schönsten, was die europäische Tradition zu bieten hat. Könnte man sich einen Ort vorstellen, der weiter von Japan entfernt ist? Kann Japan hier real werden, etwas anderes werden als eine andere, exotische Welt?

Der von und mit den Studenten zu lesende Text handelt von der heutigen Jugend Japans, ein Buch von Noritoshi Furuichi<sup>3</sup>, den man selbst noch dazu rechnen kann, jedenfalls als er es – gerade erst 26 – schrieb. Hat er den italienischen Jugendlichen in San Sebastiano etwas zu sagen? Kann ich ihnen dabei helfen, das herauszufinden? Zunächst muss ich herausfinden, ob sie die Sprache gut genug beherrschen, um so einen Text mit Verständnis zu lesen. Zum Kennenlernen also eine Vorstellungsrunde auf japanische Art. Das beherrschen sie perfekt, aus der Schablone geschnitten, eine nach dem anderen.

Die gebotene höfliche Floskel, Name und die Auskunft, sie seien im zweiten Semester des Master-Kurses. Beim vierten Mal sage ich, wenn das so weitergeht, könnten sie auch im Chor sprechen. Eigentlich wollte

---

<sup>3</sup> Furuichi Noritoshi. 2012/2015. *Zetsubō no kuni no kōfukuna wakamonotachi* [Glückliche Jugend in einem verzweifelten Land]. Tokyo: Kodansha

ich ein bisschen etwas darüber erfahren, warum sie hier studieren und sich für Japan interessieren, und ob sie irgendwelche Vorstellungen davon haben, was sie später einmal mit den Kenntnissen, die sie sich hier erwerben, anfangen können. Die folgenden Selbstvorstellungen sind etwas informativer. Für japanische Firmen wollen sie arbeiten, für die Medien, Tourismus. Nur einer erwähnt Manga, keiner den diplomatischen Dienst, der vermutlich andere Studienabschlüsse verlangt.

Ich erzähle ihnen im Gegenzug etwas über ihren Dozenten, dass er sich in Japan mit Glücksforschung beschäftigt hat, mit dem Bevölkerungswandel, mit dem Zusammenhang zwischen beiden, und dass es sicher viele interessante Parallelen zwischen Japan und Italien gäbe. Bis zum nächsten Mal in drei Tagen dann etwas Lektüre vorbereiten.

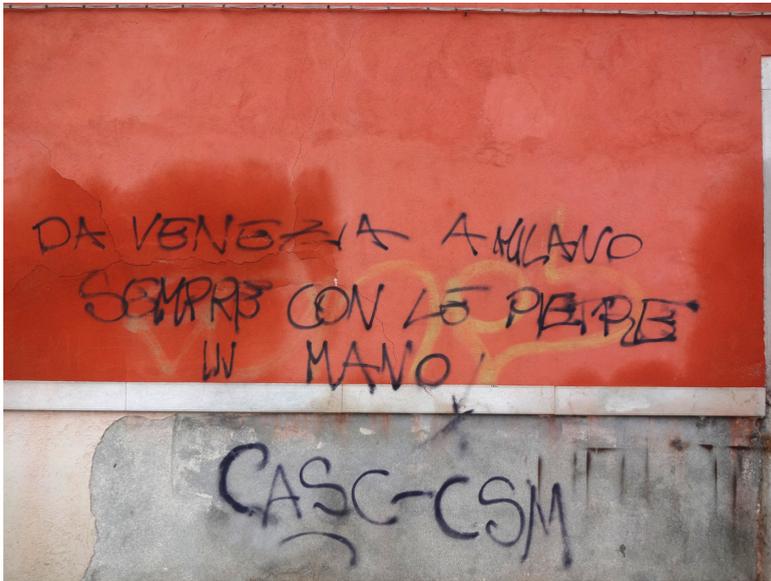


Abbildung 6. Von Venedig nach Mailand, stets mit Steinen in der Hand

## 6 AUF DEM WEG ZUR WAHRHEIT

Eine frisch verputzte rote Hauswand unweit meiner Wohnung war zu einladend, um sie so zu belassen. Da Venezia a Milano sempre con le pietre in mano, hat da einer in großen schwarzen Buchstaben gedichtet:

Von Venedig nach Mailand  
stets mit Steinen in der Hand

Selbst die Sprühdosen-Beteiligung an der Gestaltung der sprachlichen Kulisse Venedigs ist der Geschichte verhaftet. Die alten Ressentiments, die alte Feindschaft zwischen der Republik und dem Herzogtum – der lange Krieg, den der Doge Francesco Foscari gegen Mailand führte, wird noch heute auf Hauswände projiziert? erinnert sich da noch jemand daran, dass sich Mailand 1446 mit Florenz, Bologna und Cremona gegen Venedig verbündete? Oder an Mailands Versuche im ausgehenden 15. Jahrhundert, die venezianische Währung mit Falschgeld zu unterminieren?

In einer so alten Stadt wirft die Geschichte lange Schatten, aber müssen sie diese Form annehmen? Gehört das Haus mit der roten Wand einem Mailänder? Vielleicht gehen die Gedanken in eine ganz verkehrte Richtung? Geht es hier etwa um Fußball? Hat Venedig ein Team, das immer gegen das von Mailand verliert? Gibt es hier Hooligans? Die von Grachten durchzogene Stadt scheint für einen Sport wie Fußball wenig geeignet, aber wer weiß? – Wir denken ja häufig in uns gewohnten Kategorien und übersehen andere, die viel wichtiger sein mögen. Geschichte oder Fußball, das ist die Frage.

Immerhin, Brot & Spiele ist ja ein bewährtes Rezept, um die Menschen von berechtigten sozialen Anliegen und Forderungen, die sie vielleicht haben könnten, abzulenken, das sich seit den Gladiatorenkämpfen in der römischen Kaiserzeit erhalten hat. Besser, als wenn sich die Spieler und ihre Unterstützer gegenseitig umbringen, das lässt sich nicht bestreiten. Aber dass Fußball heute das antike Erbe der Herrschaftssicherung durch Unterhaltung am besten verkörpert, auch nicht. Ob hinter den Steinen in der Hand an der Hauswand tatsächlich Fußball steht, weiß ich nicht, aber auf dem Weg zur Wahrheit müssen auch Spekulationen erlaubt sein.

## 7 SAN SEBASTIANO 14

Der andere Hörsaal in San Sebastiano ist über ein anderes Treppenhaus in einem anderen Teil des Labyrinths zu erreichen, aber die Zahl der Studenten hat sich nicht verringert. Den vor ihnen liegenden, mit Notizen vollgeschriebenen Kopien des Texts nach zu urteilen, sind sie begierig, daraus etwas über die japanische Gesellschaft zu lernen. Frontalunterricht, anders geht es bei der Größe des Seminars nicht. Jede und jeder soll einmal drankommen. Ein echtes Gespräch macht das unmöglich, einmal abgesehen davon, dass die Studenten eher Instruktion als Diskussion zu erwarten scheinen. Sie wirken aufmerksam, brav, um nicht zu sagen doziil. Verstehen sie den Text? Werden sie Fragen stellen, wenn sie etwas nicht verstehen?

Leitartikel am Volljährigkeitstag sind sehr interessant. Jede Zeitung geht von irgendeiner Vorstellung von „den Jugendlichen“ aus, um dann nach Belieben allerlei Aussagen über sie zu machen. Das Bild, das Erwachsene von den Jugendlichen zeichnen, ist voller Willkür, aber da ich selbst zu den Erwachsenen gehöre, lese auch ich diese Leitartikel immer, ohne die Stirn zu runzeln.

Die *Asahi* fragt, ob das denn gut gehen wird, wenn man die jungen Leute in der Bahn über ihre Handys und Games gebeugt sieht, und die *Yomiuri* lamentiert über ihre Introvertiertheit. Die *Mainichi* thematisiert die geringe Wahlbeteiligung der Jugendlichen und ermuntert sie, sich für die Herabsetzung des Wahlrechalters einzusetzen, während die *Sankei* klagt, dass eine resignative Haltung nicht zur Jugend passe.<sup>4</sup>

Sprachlich ist der Text nicht so schwierig; lesen können die Studenten ihn offenbar. Da keiner irgendetwas fragt, könnte man denken, dass sie ihn auch verstehen. Das stimmt aber nur, was die Bedeutung der Wörter betrifft (was durchaus eine Leistung ist), aber nicht, was die Fakten betrifft. (Konfuzius' Rezept für die Richtigstellung der Wörter reicht eben bei weitem nicht aus.) Wisst ihr, frage ich, was der Volljährigkeitstag ist? Schweigen. Wie ist das aktive und passive Wahlrechaltersalter? Schweigen. Älter oder jünger als in Italien? Schweigen. Wisst ihr, dass Yomiuri über neun Millionen Leser täglich bedeutet; fast zwanzigmal so viele wie die größte seriöse italienische Tageszeitung, während die Bevölkerung Japans nur ungefähr doppelt so groß ist wie die Italiens? Schweigen.

---

<sup>4</sup> Furuichi, a. a. O., S. 95.

|                      |           |
|----------------------|-----------|
| Yomiuri Shinbun      | 9.017.000 |
| Asahi Shinbun        | 6.584.000 |
| Mainichi Shinbun     | 3.094.000 |
| Nihon Keizai Shinbun | 1.580.000 |
| Corriere della Sera  | 472.883   |
| la Repubblica        | 455.672   |

Tabelle 1. Die vier größten Tageszeitungen Japans und die beiden größten Italiens, Auflage (2016)

Der Text gibt also durchaus Anlass, Fragen zu stellen, aber das unvertraute Schriftsystem zu meistern, ist so aufwendig, dass bei der Vorbereitung wenig Zeit bleibt, sich der mitgeteilten bzw. vom Autor als bekannt vorausgesetzten Fakten zu vergewissern. Das Buch handelt von Japan und ist für eine japanische Leserschaft geschrieben. Jeder weiß, dass der Volljährigkeitstag am zweiten Montag im Januar ist, ebenso wie, dass die vier genannten Tageszeitungen Imperien der Nachrichtenverbreitung und Meinungsmache sind. Und dass Furuichi, wenn er sagt, er lese die Zeitungen ohne Stirnrunzeln, da er ja selber zu den Erwachsenen gehöre, das mit spöttischem und selbstironischem Unterton tut, braucht man japanischen Lesern auch nicht zu erklären. Aber Japan ist weit weg, und viele nur scheinbar unbedeutende Fakten sind nicht bekannt, wie z. B., dass keine einzige seriöse europäische Tageszeitung mit der Verkaufsaufgabe auch nur in die Nähe der kleinsten der vier großen japanischen Zeitungen kommt. (The Times 450.000, SZ 360.000, FAZ 250.000, Le Monde 323.000, zum Vergleich.)

Wenn das, was diese japanischen Zeitungen über die Jugend schreiben, zutrifft, ergibt sich nach Furuichi folgendes Bild:

Da sie sehr empfindlich auf die vorherrschende Stimmung des Stillstands reagieren, wählen sie einen sicheren Lebensweg. Obwohl sie über das Internet mit der Welt in Kontakt treten können, reichen ihre Englischkenntnisse dafür nicht wirklich aus. Auch gehen immer weniger Studenten ins Ausland, ebenso wie die Zahlen der Freiwilligen zurückgeht, die sich an internationalen Projekten (JAICA) beteiligen. Statt mit aller Kraft auf den eigenen Erfolg hinzuarbeiten und dabei andere beiseite zu drängen, kultivieren sie die Freundschaft mit ihren Kammeraden. Sie wollen weder die Gesellschaft verbessern, noch sich an Wahlen beteiligen.<sup>5</sup>

<sup>5</sup> Furuichi, a. a. O., S. 95–96.

Überrascht die Studenten diese Darstellung? Steht sie im Gegensatz zu ihrer Selbsteinschätzung, oder stimmt sie mit ihr überein? Ist die japanische Jugend ganz anders als die italienische? Ist, was der Autor sagt, plausibel oder gar trivial?

So einfach ist es nicht, mit den Studenten ins Gespräch zu kommen, um Antworten auf diese Fragen zu finden. Die Klasse ist zu groß, die Gruppendynamik nicht zu kontrollieren. Nach dem Unterricht, auf dem Weg von San Sebastiano nach Vendramin, sagt eine Studentin, die deutlich zu den Interessierteren und Besseren gehört, sie bemühe sich, den Text zu verstehen, was er möglicherweise für sie selbst bedeute, sei nicht so wichtig, und darüber habe sie noch nie nachgedacht.

Den großen Abstand zwischen den beiden Ländern lässt ein so offenes Eingeständnis deutlich zutage treten. Furuichis Buch wurde in Japan bei Erscheinen zum Bestseller, zigfach besprochen und mit einem wichtigen Sachbuchpreis ausgezeichnet. Mit der Charakterisierung Japans als eines verzweifelten Landes traf Furuichi einen bloßliegenden Nerv. Es war nicht nur das verheerende Erdbeben am 11. März 2011, das die Verletzlichkeit Japans für jeden unmittelbar fühlbar werden ließ. An Naturkatastrophen ist man gewöhnt. Zu dem Zeitpunkt der Tsunami cum Kernschmelze in Fukushima hatte Japan bereits zwei in den Medien so genannte „verlorene Dekaden“ hinter sich, Jahrzehnte ohne Wachstum nämlich. Die Konjunktur war schlecht, der große Rivale auf dem Kontinent wurde unaufhaltsam stärker, und die Alterung der Bevölkerung schien jede Hoffnung auf Besserung in eine ferne Zukunft zu vertagen. Alles eine einzige Misere, jedenfalls im öffentlichen Bewusstsein.

All dies ist der japanischen Leserschaft gegenwärtig und ganz besonders die plötzliche Trendwende. Jahrzehntelang ging es nur bergauf, Bevölkerung und Wirtschaft wuchsen, die Löhne stiegen. Damit war es Anfang der 1990er Jahre vorbei, und seit 2005 schrumpft die Bevölkerung. Den meisten italienischen Studenten ist das nicht bekannt, und sie wissen auch von ihrer eigenen Gesellschaft nicht so viel, dass sie leicht Vergleiche anstellen könnten oder auf den Gedanken kämen, es zu tun. Die heutigen Studenten sind in den von Zygmunt Bauman so diagnostizierten „flüchtigen Zeiten“<sup>6</sup> aufgewachsen, die in Japan als „verlorene Dekaden“ Gestalt annahmen, während die Rede von der *crisi italiana* zur alltäglichen Hintergrundmusik des Lebens in Ungewissheit gehörte. „Der italienische Begriff *crisi*, Substantiv, femininum, singular“, schreibt Amalia Signorelli, „ist seit 2007 ins Zentrum unseres Lexikons gerückt, und bis 2015 [als sie das schrieb, F. C.] blieb das unverändert, wann immer man

---

<sup>6</sup> Zygmunt Bauman, *Liquid Times. Living in an Age of Uncertainty*. Cambridge, 2007.

sich mit Ereignissen oder Tatsachen befasste, die zwischen der privaten und der öffentlichen Sphäre lokalisiert sind.“<sup>7</sup>

Insoweit sind Japan und Italien durchaus vergleichbar. Man lebt in Unsicherheit. Für die Jugendlichen ist Krise der Normalzustand. Dass das so normal nicht ist, wissen sie hingegen nicht, jedenfalls nicht aus eigener Erfahrung. Und die italienischen Studenten kennen das Bild eines Japans nicht, in dem die Bäume in den Himmel zu wachsen schienen, eines Japans, das darauf aus war, die Welt zu erobern, in Europa ganze Industrien zerstörte und Arbeitsplätze gefährdete, die gelbe Gefahr der Spätmoderne. Die Rolle dieses Schreckgespensts ist inzwischen an China übergegangen, den heutigen Angstgegner und Herausforderer „unserer“ Lebensart. Japan ist unterdessen zum geduldeten Gefährten der westlichen Hegemonen geworden. Hübsche Filme und Pokemon go prägen das Bild mehr als die aggressive Industriepolitik des japanischen Staatskapitalismus der 1960er, 70er und 80er Jahre.

Manche Studenten waren schon einmal für ein Semester oder ein paar Monate in Japan, aber sehr vielen fehlt die eigene Anschauung. Für sie ist es schwer, sich ein Bild zu machen und die richtige Balance zwischen externen Medienberichten und japanischen Quellen zu finden. Die Welt ist zwar in dem Sinn ein Dorf, dass die zeitliche Dimension geographischer Entfernung zusammengeschrumpft ist; aber in vieler anderer Hinsicht ist sie besser als eine Agglomeration von Dörfern beschrieben, die ihren eigenen Regeln und Traditionen folgen, ihre eigenen Prioritäten setzen und ihre eigenen Vorstellungen von sich und der Welt haben. All die wirtschaftlichen, politischen und vor allem technologischen Entwicklungen, die wir unter dem Stichwort „Globalisierung“ zusammenfassen, haben die Unterschiede zwischen diesen Vorstellungen vielleicht hier und da ein wenig eingeebnet, aber keineswegs beseitigt. Japan ist von Europa noch immer sehr weit entfernt und umgekehrt, obwohl das Verhältnis nicht symmetrisch ist, denn in Japan ist über Europa weit mehr bekannt als in Europa über Japan. Dazu, diese Handelsbilanz des Wissens auszugleichen, trägt das Buch von Furuichi bei – wenn man Japanisch lesen kann.

---

<sup>7</sup> Amalia Signorelli, *La vita al tempo della crisi*. Turin, 2016, S. 3.



Abbildung 7. Straße der Gedanken

## 8 AUF DEM WEG ZUR WAHRHEIT

In der Straße der Gedanken, deren Breite darauf hindeutet, dass sie früher einmal ein Kanal war, bis Napoleon ihn zuschütten ließ und die deshalb Rio Terá dei Pensieri heißt, ist ein großes Gebäude, in dem ein Kindergarten und eine Vorschule untergebracht sind.

Il carcere è una merda, steht an der Mauer gegenüber. Nun bin ich zwar – ganz unabhängig von Konfuzius – eher geneigt, verbalen Grobheiten aus dem Weg zu gehen, aber es steht eben da: das Gefängnis ist Scheiße. Hier äußert sich kein verspäteter Apostel antiautoritärer Erziehung. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass direkt neben dem Kindergarten das Gefängnis ist, bzw. die Werkstatt der Strafvollzugsanstalt, in der diejenigen, die irgendwann nicht genug nachgedacht haben, das nachholen und sich auf den Weg der Besserung begeben können. Freiheit für alle, hat da auch noch jemand hingesprüht, der offenbar nicht an die heilsame Wirkung einer staatlich verordneten Zeit hinter Gittern glaubt. Auch die Fenster des Kindergartens, der hier Asyl heißt, sind vergittert, was die

Frage aufwirft, ob das die Insassen am Ausbrechen oder die Nachbarn am Einbrechen hindern soll. Bestimmte Bevölkerungsgruppen zeitweise mittels physischer Barrieren in ihrer Bewegungsfreiheit zu behindern, ist ein Aspekt des modernen Lebens, der so selbstverständlich ist, weil er vielen von frühester Jugend an vertraut ist.



Abbildung 8. Das Gefängnis ist Scheiße

Ein Wort kann jede beliebige Bedeutung haben, und zahllos sind die dummen Scherze, die davon leben, dass der Zusammenhang zwischen Etymologie und Bedeutung zu ernst genommen wird (ESU). Aber der griechische Ursprung *ἀσυλο* „Zufluchtsort“, „Heiligtum“ gibt schon zu denken in der Straße der Gedanken in dieser Zeit, wo viele Schutzbedürftige eher im Gefängnis landen als an einem sicheren Zufluchtsort.

In der Kriminalitätsstatistik rangiert Venedig auf Platz 14 der italienischen Städte, was für eine so kleine Stadt nicht schmeichelhaft ist. Im Großen und Ganzen nimmt die Kriminalität mit der Größe der Stadt zu. Mailand, Rom, Florenz und Turin stehen daher oben auf der Liste, auf der sich auf Platz zwei allerdings als Ausnahme die relativ kleine Stadt Rimini befindet. Die Statistiker schreiben das der Bedeutung des Tourismus in dem Badeort zu, der dort wirtschaftliche Möglichkeiten für ehrliche Leute eröffnet, aber nicht nur für solche. Das gilt für Venedig nicht minder.

Die Statistik registrierter Taschendiebstähle deutet darauf hin: Im Städtevergleich steht Venedig auf Platz eins, und auch in Bezug auf Raubüberfälle rangiert es vor Neapel, Palermo und anderen viel größeren und berühmteren Städten. Die relativ hohe Kriminalität hat ihren Anteil daran, dass Venedig im gnadenlosen Städteranking nach Lebensqualität auf Platz 104 von 110 beinahe das Schlusslicht italienischer Städte ist (nach wiederholten Umfragen des Forschungsinstituts von Il Sole 24 Ore, der Zeitung des italienischen Arbeitgeberverbandes).

Ein Gefängnis, das passt irgendwie nicht zum Image der Lagunenstadt, die von Palästen, Schönheit, Kunst und Kultur geprägt ist, aber auch der geregelte Strafvollzug hat hier eine lange Tradition, denn die Serenissima war ein Rechtsstaat oder zumindest der Vorläufer eines solchen. Der Kerker direkt neben dem Dogenpalast, wo Recht gesprochen wurde, erinnert daran. In der Gefangenenwerkstatt in der Straße der Gedanken setzt man auf Resozialisierung, aber eine Gesellschaft, die das menschliche Zusammenleben auf die Grundlage des Rechts stellt ohne institutionalisierten Strafvollzug, ist ein Widerspruch in sich.

Auch wenn der Rechtsstaat der Willkür der Machthabenden Einhalt gebieten soll, funktioniert er freilich nicht überall gleich. Das erhellt ein Vergleich der Einkerkerrungsraten in verschiedenen Rechtsstaaten.

| Land       | Gefangene* | wegen Tötungsdelikt |
|------------|------------|---------------------|
| Italien    | 89         | 0,9                 |
| Japan      | 47         | 0,3                 |
| BRD        | 79         | 0,8                 |
| Frankreich | 103        | 1,0                 |
| Dänemark   | 61         | 0,8                 |
|            |            |                     |
| Russland   | 450        | 9,2                 |
| Kuba       | 510        |                     |
| USA        | 693        | 4,7                 |

\* pro 100.000 Bevölkerung (www.statista.com 2016)

Tabelle 2. Einkerkerrungsrate und Tötungsdelikte

Die Variation zwischen westeuropäischen Staaten ist gering. Japans Einkerkerrungsrate ist außerordentlich niedrig, was manchmal damit erklärt wird, dass die soziale Kontrolle vergleichsweise rigide sei. Besonders die liberalen Apostel der individuellen Freiheit favorisieren die Theorie, nach der eine geringe Kriminalität auf einen Mangel an Freiheit hindeutet. Gegen sie spricht, dass Russland, Kuba und die Vereinigten Staaten, was

Einkerkerung betrifft, in einer ganz anderen Liga spielen als die westeuropäischen Staaten, sich bezüglich des Werts und der Realität der Freiheit aber stark voneinander unterscheiden. Weiter führen wahrscheinlich Korrelationen zwischen Einkerkerungsrate und sozialer Ungleichheit. In Dänemark sind die sozialen Unterschiede relativ gering, wie auch der Anteil der einsitzenden Bevölkerung gering ist. In den USA sind beide Werte am höchsten. Italien, Japan und Deutschland rangieren im Mittelfeld, wobei alle drei Länder eine Zunahme der sozialen Ungleichheit verzeichnen, was eine unwillkommene Begleiterscheinung der Globalisierung unter neo-liberalen Vorzeichen ist.

Dass Venedig in Bezug auf Kriminalität bzw. Einkerkerung in Italien überdurchschnittlich hohe Werte verzeichnet, ist eine der heutigen sozialen Realitäten, die den Magistrat bzw. die Regierung der Region Venetien beunruhigen muss.

## 9 INTERMEZZO TOKYO

Das Semester ist erst drei Wochen alt, als ich den Aufenthalt in Venedig kurz unterbrechen muss. Die Pflicht ruft, nach Tokyo, wo Studenten des Duisburger Graduiertenkollegs Rat für ihre Feldforschung suchen und kriegen sollen. Für eine knappe Woche also von Italien nach Japan. Für jeden, der an Kerosin, Klimawandel usw. denkt, ein Irrsinn, aber wenn man sich mit Japan wissenschaftlich beschäftigen und nicht nur alte Texte studieren will, wenn man wissen will, wo Japan globalen Tendenzen folgt und wo es eigene Wege geht und wenn man seine Kenntnisse nicht nur aus veröffentlichten Statistiken beziehen will, dann muss man gelegentlich dorthin. Die meisten Mitglieder des Graduiertenkollegs sind Chinesinnen und Japaner/innen, aber sie kommen auch aus Belgien, Finnland, Kanada, und eine kleine Minderheit aus Deutschland. Sie studieren am Ostasieninstitut in Duisburg und verkörpern so die Globalisierung der höheren Bildung. Nun sind diejenigen von ihnen, deren Forschungsvorhaben Japan betreffen, gemeinsam mit ihren Kommiliton/innen, die ihre Feldarbeit in China machen, für eine Woche in Tokyo und erfahren ein bisschen etwas von der reichsten Großstadt der Welt.

Alles ist aseptisch sauber, gut organisiert, formvollendet. Eigenschaften des urbanen Lebens, die einem sofort auffallen, wenn man diese Stadt nach etwas längerer Abwesenheit wiedersieht, besonders, wenn man aus der „alten Welt“ kommt (oder aus China). Der öffentliche Nahverkehr, dessen Ausfälle und Verspätungen in Minuten pro Jahr gemessen werden, die Bahnsteige, von denen man essen könnte und auf denen man Graffiti höchstens eingerahmt findet, der Service, der diesen Namen verdient, in allen Dienstleistungsbereichen, der reibungslose Umgang der Menschen, auch wo es sich staut, ihr gepflegtes Aussehen über soziale Schichten hinweg, die wohldurchdachte Ordnung überall, das Leben, zumindest im öffentlichen Raum, nach Skript. Der Charme Italiens ist ein anderer.

Ich sitze in einem Café in Aoyama: bequeme Fauteuils, sachte Jazzmusik im Hintergrund, Salonatmosphäre, mir gegenüber ein junges Paar. Beide lesen ein Buch. Mehrere Tische sind von einzelnen Personen besetzt, die ihren PC vor sich aufgeschlagen haben, aber ebenso viele lesen Bücher. Tokyo, noch immer eine lesebegeisterte Stadt. Der Kaffee ist teuer – 600 Yen (ca. € 5,20) – aber frisch und gut, und mit einer Tasse sitzen die Gäste, so lange sie wollen. Wie wohl man sich da fühlen kann! Ich hole das Buch aus der Tasche, das ich gerade gekauft habe, denn das Ambiente reizt zum Lesen. In dem jüngst erschienenen Bändchen „Neue Glückstheorie“

schreibt der Wirtschaftswissenschaftler Tachibanaki aus Kyoto: „Obwohl der Reichtum in Japan ständig zugenommen hat, wird das Gefühl, dass wir nicht glücklich sind, immer stärker. Daraus folgt, dass die Regierung, statt immer nur das Wirtschaftswachstum zu priorisieren, eine Politik entwickeln sollte, die darauf ausgerichtet ist, die Menschen glücklich zu machen.“<sup>8</sup>

Das wäre ein Buch für die Studenten. Dazu können sie sich verhalten, denn die erste Kritik an der neoliberalen Wachstumsideologie kam schließlich aus Italien, wo Aurelio Peccei, ein erfolgreicher Industrieller, 1968 federführend an der Gründung des Club of Rome beteiligt war. Das Tempo der sozioökonomischen Entwicklung, die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich, Nord und Süd, und die Zerstörung der Umwelt, die er vielerorts beobachtete, veranlassten ihn, Wissenschaftler zusammen zu bringen, die sich diesen Problemen mit globaler Orientierung, Langzeitperspektive und über Fächergrenzen hinweg widmen würden. Peccei verstand, dass die Lösung globaler Probleme nach globalen Gesprächen und globaler Zusammenarbeit verlangt, und er verstand, dass die Herrschaftsansprüche der großen Spieler auf der Weltbühne dem eher hinderlich als förderlich waren, weshalb der Club of Rome anfänglich eine europäische Initiative war.

Viele Probleme der heutigen Welt nehmen sich aus dem Blickwinkel hochentwickelter Industrieländer wie Japan, Italien und Deutschland ähnlich aus, obwohl es auch viele historisch und geopolitisch bedingte Unterschiede gibt.

Was Tokyo und Venedig gemein haben, frage ich mich, einfach nur, weil mich mein Weg gerade von hier nach dort führte. Praktisch nichts, wie man sich denken kann: Die modernste Metropole der Welt am Pazifik, hier, eine altersschwache Kleinstadt am Mittelmeer, dort, was soll sie schon miteinander verbinden?! Etwa die vielen Brücken, die es in beiden Städten gibt? Nun ja, eher doch die Menschen. In Venedig gibt es die große Ostasienabteilung der Universität mit all den Studenten, die sich für Japan und namentlich für Tokyo interessieren, und in Tokyo gibt es das italienische Kulturinstitut, dessen neuer Direktor gerade ein Kollege des Ostasieninstituts der Universität Ca' Foscari wird. Er kommt in eine Stadt, in der es mehr italienische Restaurants gibt als in Venedig, rund 3000 an der Zahl, und viele Menschen aus allerlei Gründen, deren geringster nicht die Küche ist, Italienisch lernen.

Umgekehrt lernen in Venedig überraschend viele Studenten Japanisch und Chinesisch. Beinahe 15 Prozent aller Studierenden der Ca' Foscari sind im Ostasieninstitut eingeschrieben. Was sie nach dem Studium mit

---

<sup>8</sup> Tachibanaki Toshiaki, *Atarashii koufukuron* [Neue Glückstheorie]. Tokyo, S. i.

den erworbenen Kenntnissen machen sollen, ist rätselhaft, ja besorgniserregend. Die Geschichte einer Studentin, die sich nach vier Jahren Chinesisch-Studium und sehr gutem Abschluss bei Ryanair als Stewardess warb, ist eine von vielen, die darauf hindeuten, dass Universität und Arbeitsmarkt nicht aufeinander abgestimmt sind. Überqualifikation? Vielleicht, wenn man daran glaubt, dass es so etwas gibt; oder aber Antizipation der weiteren unaufhaltsamen Verschiebung der Gewichte nach Asien und der damit einhergehenden wachsenden Bedeutung insbesondere Chinas für Europa. Nicht zu vernachlässigen ist auch die Tatsache, dass es nach wie vor Studenten gibt, die ihr Fach aus genuinem Interesse wählen, ohne Berufsaussichten und Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt viel Aufmerksamkeit zu schenken. Wer dafür ist, neben dem vielleicht unvermeidlichen Utilitarismus auch der Neugier einen Platz in der Wissenschaft einzuräumen, muss das begrüßen. Allein, viele Absolventen der Ca' Foscari und anderer italienischer Universitäten finden keine Arbeit oder nur eine solche, für die ein Studium gar nicht nötig ist. Nach Griechenland und Spanien ist die Jugendarbeitslosigkeit innerhalb der EU in Italien am schlimmsten.

Diese Sorgen haben Japans Universitätsabsolventen nicht. Die Gesamtarbeitslosigkeit lag Anfang 2017 unter drei Prozent, die der 15- bis 24-Jährigen bei 4,4 Prozent. In anderen Ländern heißt das Vollbeschäftigung, wenn nicht Arbeitskräftemangel. In manchen Sektoren gibt es den auch, zum Beispiel bei Ingenieuren und in verschiedenen Berufen der IT-Branche. Hinzukommt, dass sich die Bevölkerungsalterung in Japan immer stärker bemerkbar macht, einstweilen vor allem dadurch, dass die Kohorten im erwerbsfähigen Alter kleiner werden, während die der Ruheständler wachsen. Von allen OECD-Ländern hat Japan demzufolge den bei weitem ungünstigsten Altersabhängigkeitsquotienten, der das Verhältnis der wirtschaftlich abhängigen Altersgruppen zur Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter bezeichnet, 47 (Italien 36, BRD 35, OECD-Mittel 27). Das ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass die Bevölkerungsalterung in Japan anders als in Westeuropa in keiner Weise durch Zuwanderung abgefedert wird. Japanische Unternehmer betrachten das als eine Bedrohung ihrer Wettbewerbsfähigkeit. Sie haben seit vielen Jahren einen grauen Arbeitsmarkt entstehen lassen, indem sie Personen, die mit einem Ausbildungsvisum ins Land kommen, vollzeitbeschäftigen. Die Regierung duldet das stillschweigend, schiebt aber Personen, die über ihre Aufenthaltserlaubnis hinaus im Land sind, regelmäßig ab. Gleichzeitig suchen die Unternehmer immer wieder nach neuen Wegen, die staatlichen Restriktionen zu unterlaufen, um des Arbeitskräftemangels Herr zu werden.

Was es damit heute auf sich hat, untersucht eine der Studentinnen, die von Duisburg nach Tokyo gekommen sind. Ihr Promotionsprojekt befasst

sich mit dem Import vietnamesischer IT-Spezialisten nach Japan. Die Firmen, die auf diesem Gebiet tätig sind, haben daran vorgeblich großes Interesse; wenn man aber erfährt, dass sie den künftigen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen zuallererst einmal beibringen, wie sie ein Hemd anziehen und sich nach japanischen Standards ordentlich benehmen, könnte man die Frage der Doktorandin, ob sie die nötige Offenheit und Flexibilität haben, um Außenstehende einzugliedern, für durchaus berechtigt halten. Dies umso mehr, als die japanische Regierung, obwohl sie sich des akuten Fachkräftemangels bewusst ist, immer neue Konzepte entwickelt, um Kompetenz einzuwerben, ohne den ausländischen Arbeitskräften, die sie haben oder in Japan erwerben, einen attraktiven Platz in der japanischen Gesellschaft in Aussicht zu stellen.

Tokyo ist nach wie vor eine ethnisch sehr homogene Stadt, angesichts ihrer Größe geradezu unglaublich homogen. Der Vortrag einer japanischen Kollegin, die den Begriff der Super-Diversität auf Tokyo anwendete, stieß deshalb zurecht auf ungläubiges Staunen, denn dieser Begriff wurde für die neue Dimension der Vielfalt urbaner Agglomerationen in Europa geprägt: London, Amsterdam, Berlin, etc.

| Stadt     | Im Ausland geborene Einwohner (%) |
|-----------|-----------------------------------|
| London    | 36                                |
| Amsterdam | 34                                |
| Berlin    | 30                                |
| Paris     | 21                                |
| Madrid    | 20                                |
| Mailand   | 18                                |
| Tokyo     | 3                                 |

Ausländeranteil „super-diverser“ Städte

<http://www.worldcitiescultureforum.com/data/foreign-born-population>

Tabelle 3. Ausländeranteil „super-diverser“ Städte

Von der Superdiversität dieser Metropolen ist Tokyo ungefähr so weit entfernt wie Zwickau. Selbst Venedig, nach Größe ebenso wenig vergleichbar, hat einen mehr als dreimal so großen im Ausland geborenen Bevölkerungsanteil. Dabei wohnt in Tokyo die Masse aller Ausländer, die nicht als Touristen in Japan sind. In dieser Stadt kann man sich noch immer als Ausländer fühlen, selbst wenn man die Sprache spricht, während diese Spezies in Städten, die zu Recht als superdivers qualifiziert werden, langsam ausstirbt. Die Nomaden unserer Zeit, Immigranten, Flüchtlinge, Studenten, Gastwissenschaftler, Manager von Multinationals, Kaufleute

und andere Grenzgänger des Kommerzes wie auch das fahrende Volk der Künste berauben den Begriff des Ausländers seiner einstigen Bedeutung, unterminieren ihn jedenfalls subversiv. Nicht in Tokyo. In dieser Hinsicht ist die Weltstadt Tokyo provinzieller als die altehrwürdige Sere-nissima, die immer eine Stadt der Begegnung und der Offenheit war. Auf sie könnte man den Begriff der Superdiversität in der Blütezeit ihres Kolonialreichs im östlichen Mittelmeer, anachronistisch zwar, aber inhaltlich mit aller Berechtigung, durchaus anwenden. Zu Tokyo hat er nie gepasst und wird er vorläufig nicht passen, wenn es nach denen geht, die in Japan das Sagen haben.

Schon aus diesem Grund müssen die Studenten des Ostasieninstituts Forschung vor Ort machen und die Wirklichkeit der japanischen Gesellschaft mit ihren angenehmen und weniger erfreulichen Seiten selbst kennen lernen, um ein Verständnis dafür zu entwickeln, wo die den Alltag des gesellschaftlichen Lebens prägenden Erwartungen und Selbstverständlichkeiten anders sind als dort, wo sie herkommen. Trivialitäten sind es zum großen Teil, die deshalb aber weder leicht zu beschreiben noch unwichtig sind. Zu ihnen gehört die Art und Weise, wie man mit Verhaltensnormen umgeht und Abweichungen davon bzw. Verstößen dagegen, wie sie praktisch definitionsgemäß Fremde und Zugezogene verkörpern. Wer den modernen Nomadismus liebt und nicht darunter leidet, etwas aufzufallen, kann sich in Tokyo sehr wohlfühlen; wer aber einerseits großen Wert auf die eigenen Gewohnheiten legt und andererseits darauf, uneingeschränkt dazuzugehören, findet das nicht so einfach. Diesbezügliche Unterschiede, die sowohl individuelle als auch kollektive Aspekte haben, sind schwer zu vermitteln. Deshalb ist es gut, dass die Studenten diese Erfahrung selber machen.

Auf dem Rückweg nach Venedig erzwingen Flug- und Fahrplan eine Übernachtung in Mailand. Ein Hotel in der Nähe des Bahnhofs, schlicht, sauber, leise, nichts Besonderes, nach dem langen Flug einfach nur schlafen. Auch am nächsten Morgen nichts Bemerkenswertes – bis ich aus dem Hotel, das sich im zweiten Stock befindet, auf die Straße trete. Direkt neben der verriegelten Tür im Parterre, unter einem Übergang, der die Straße im ersten Stock des Gebäudes überspannt, liegen zwei Schläfer auf dem Trottoir, in goldene Rettungsdecken gehüllt, wie man sie aus der Berichterstattung über die Flüchtlingskatastrophe im Mittelmeer kennt. Es ist so früh, dass sie ihr Nachtlager noch nicht geräumt haben oder aufgefordert worden wären, es zu tun. Im Februar ist es in Mailand kalt. Der italienische Sozialstaat tut viel, um diese Art von Not zu verhindern, aber er ist überfordert. Nicht aus den Kriegsgebieten Afghanistans und Syriens kommen die Flüchtlinge hierher, sondern aus Nigeria, Gambia, Somalia, Eritrea, Guinea und Elfenbeinküste. Sie kommen übers Mittelmeer

aus Libyen, wo die Militärintervention der NATO 2011 das Ihre dazu beigetragen hat, staatliche Strukturen zu zerstören und wo Schleuser deshalb ziemlich freie Hand haben. Meistens werden die Flüchtlinge, die von Libyen aus übers Meer kommen, von der Küstenwache gerettet, manchmal nicht. In Presse und Fernsehen ist das ein andauerndes Thema, das nicht auf Lampedusa begrenzt ist, sondern inzwischen fast überall in Italien hautnah erfahren wird. Papst Franziskus spricht von der größten humanitären Katastrophe seit dem Zweiten Weltkrieg und nötigt uns zu der Frage, wo in der neuen Weltordnung der Fortschritt geblieben ist, von dem in den reichen Ländern oft die Rede ist. Der Fluch der guten Tat ist hier manifest: Die Beseitigung des Tyrannen bezahlen die Ärmsten der Armen.

Die beiden Schläfer gehören nicht zur städtischen Gemeinschaft Mailands. Sie gehören nirgendwo hin, aber sie werden nicht verschwinden, denn ihnen folgen täglich andere übers Meer. Enzo Scandurra spricht von der „Ankunft eines neuen Volkes“, dessen Marsch unaufhaltsam sei. „Selbst wenn die Mauern hoch sind, der Himmel ist höher, und sie schauen in den Himmel, nicht auf die Mauern.“<sup>9</sup>

Eine solches Szenario ist von Tokyo fern, und eine so rohe Not gibt es dort nicht. Selbst japanische Obdachlose sieht man nur, wenn man nach ihnen sucht; denn sie stören das Bild und werden deshalb von den Ordnungskräften nicht geduldet. Internationale Flüchtlinge – nun, zum Glück ist Japan weit weg von den Krisenherden dieser Welt, und die natürlichen Grenzen sind leicht zu kontrollieren. 2016 nahm Japan 28 Flüchtlinge auf. Die Zahl der Flüchtlinge, die, nach der einen oder anderen Schutzklausel als solche anerkannt, 2015 nach Italien kamen, betrug über 80.000, 15.000 allein aus Libyen. 2016 waren es noch mehr. Und die drittreichste Volkswirtschaft der Welt – 28? Der Homogenität Tokyos und der Gesundheit des japanischen Volkskörpers können sie keinen Abbruch tun; das Gewissen belasten auch nicht, weil sie unsichtbar bleiben. Wenn ich aus dem ebenso schlichten Hotel in Akasaka (oder aus irgendeinem Hotel in Tokyo) morgens auf die Straße trete, brauche ich nicht zu befürchten, dass da jemand auf dem Pflaster liegt und kann unbeschwert meines Weges gehen, was das Leben sehr angenehm macht. Dass die Haltung, drängende Probleme nicht an sich heranzulassen, für ein reiches Land in der globalisierten Welt nicht ganz leicht zu rechtfertigen ist, lässt sich allerdings auch kaum bestreiten. Die größte Herausforderung der Weltgesellschaft unserer Zeit – Japan ignoriert sie.

Mit diesen Gedanken fahre ich zurück in die superdiverse Lagunenstadt.

---

<sup>9</sup> Enzo Scandurra, *Un popolo nuovo arriva*. Rom, S. 13.

## 10 SAN SEBASTIANO 23

Das Gefühl der Exklusivität ist in Japan so selbstverständlich, dass nur ein paar Intellektuelle jemals darüber nachdenken, dass Japan nicht nur auf gute internationale Beziehungen angewiesen ist, sondern auch gefordert ist, sich zu interner Vielfalt zu verhalten, wie bescheiden sie auch sein mag. In dem für diesmal vorzubereitenden Textabschnitt thematisiert Furuichi die Selbstverständlichkeit der exklusiven japanischen Identität im Zusammenhang mit der Frage, ob die japanische Jugend nationalistischer sei oder im Begriff ist zu werden, als es ihre Elterngeneration war. Was heißt es z. B., fragt er, bei internationalen Sportwettkämpfen mit Fähnchen zu wedeln und das japanische Team, deren Mitglieder man überhaupt nicht kennt, anzufeuern. Japan, was ist das für die Jugend, fragt er sich und schreibt:

Die meisten Menschen, die in Japan sind, sind seit ihrer Geburt hier. Damit verhält es sich etwas anders als mit der Zugehörigkeit zu anderen Gruppen. Zu einer Oberschule, Universität, Firma usw. kann man nur gehören, wenn man sich einer Prüfung unterzieht. Ob man zu Japan gehört oder nicht, steht demgegenüber gewöhnlich bereits vor der Geburt fest. Japan ist deshalb für uns alle so normal, dass man daran gar nicht bewusst zu denken braucht.<sup>10</sup>

„Die meisten Menschen, die in Japan sind“ – das ist eine derart auffällige Formulierung, erkläre ich den Studenten, dass die meisten Leser darüber stolpern werden oder sich fragen müssen, was Furuichi damit überhaupt meint. Dass Japan das Land der Japaner ist, erübrigt sich zu sagen, ganz egal in welchem Zusammenhang. Die Menschen, die in Japan sind? Japaner also, was sonst?! Mit dieser Ausdrucksweise gibt Furuichi manchen Lesern vermutlich einen Anstoß, über diese Selbstverständlichkeit etwas nachzudenken.

Japan, gibt er zu bedenken, bedeutet für die, „die in Japan sind“, gewöhnlich weiter nichts als die mit Steuern erkaufte Infrastruktur.

„Japan als Infrastruktur“ umhüllt uns wie die Luft zum Atmen. Über Elektrizität, Gas, Wasser und Straßen, also Infrastruktur im wörtlichen Sinne hinaus, empfangen wir von diesem „Japan“ allerlei materielle und immaterielle Dienstleistungen wie die Aufrechterhaltung von

---

<sup>10</sup> Furuichi, a. a. O., S. 165.

Ordnung und Sicherheit durch die Polizei, Erziehung in öffentlichen Schulen, staatliche Kranken- und Arbeitslosenversicherung usw. Wir nehmen diese Dienste bzw. Gemeingüter in Anspruch, weil wir nicht umhinkönnen, sie mit unseren Steuergeldern zu kaufen, auch wenn viele Menschen das gar nicht so sehen.<sup>11</sup>

Furuichi fährt dann fort und erklärt, dass sich „Japan“ ungeachtet der Wichtigkeit der erwähnten staatlichen Dienstleistungen nicht auf nur Infrastruktur reduzieren lasse. Das zeigt sich z. B. bei großen Sportereignissen wie dem Fußball-Weltcup. Fußball ist ein sehr populärer Sport in Japan, und Furuichi beschreibt, wie Jugendliche in Tokyo spät in der Nacht – um 27 Uhr, wie er sagt – Spiele, an denen die japanische Mannschaft beteiligt ist, in Sportbars und auf öffentlichen Plätzen mit viel Lärm und Aufregung verfolgen. Wie wird die Niederlage aufgenommen, fragt er sich. Mit Verdruss oder gekränktem Stolz? Keineswegs. Dank für eure Mühe, Jungs, sagen viele mit einer konventionellen Floskel, schöne Party, in vier Jahren machen wir das wieder.<sup>12</sup> Das ist die vorherrschende Stimmung, keine Spur von Nationalstolz oder gar Nationalismus, sondern einfach nur ein netter Abend mit Freunden. Die Jugend, schließt er daraus, ist nicht nationalistisch, jedenfalls nicht nationalistischer als die „Erwachsenen“, wie er sie nennt.

Aus kursorischen Beobachtungen bei einigen Sportveranstaltungen solche allgemeinen Schlüsse zu ziehen, ist gewagt. Furuichis Buch, erkläre ich den Studenten, ist kein soziologisches Buch, aber es ist ein Buch seiner Zeit, aus dem man viel über die japanische Gesellschaft lernen kann. Es ist auch ein Buch, das japanische Soziologen ärgert, da es ihre Arbeit mit laienhaften Methoden bekrittelt und zum Teil lächerlich macht. Minutiös ausgearbeitete Umfragen z. B. zieht Furuichi in Zweifel, geht auf die Straße, fragt ein paar Jugendliche, stimmt denn das?, und kommt zu dem Ergebnis, dass er die Beobachtungen der Experten nicht bestätigen könne. Genau das ist es aber, was die Attraktivität seines Buchs für junge Leser ausmacht und ihm enormen Erfolg beschert hat. Was zählt in unserer flüchtigen Zeit, in der sich Fakten so schnell ändern, schon der Experte?!

Furuichis Rezept ist es, die Jugendlichen in Schutz zu nehmen. Dafür glaubt er gute Gründe zu haben, denn die „Erwachsenen“, sei es als Wissenschaftler, Politiker oder Journalisten, haben immer wieder etwas an der Jugend auszusetzen, wobei sie doch besser beraten wären, sich an die eigene Nase zu fassen. Vor einem Nationalismus der Jugendlichen, kons-

---

<sup>11</sup> A. a. O., S. 166.

<sup>12</sup> A. a. O., S. 162.

tatiert er aufgrund seiner Beobachtung der Fußballbegeisterten, braucht man sich nicht zu fürchten.

Wenn Nationalismus in Japan offen zum Ausdruck gebracht wird, sind die älteren Generationen – vor allem Männer – meist stärker vertreten als die jüngeren, aber über Nationalbewusstsein und ethnisches Selbstverständnis im heutigen Japan besagt das nicht viel und taugt sicher nicht für einen diesbezüglichen Vergleich mit anderen Ländern.



Abbildung 9. Über die Grenzen hinaus

## 11 AUF DEM WEG ZUR WAHRHEIT

Mit einer Schablone auf die Mauer gedruckt steht da Stop Deportation. In Sprühdosenkalligraphie an einer anderen Mauer in der Nähe der Universität liest man *oltre i confini*, „über Grenzen“ oder „jenseits von Grenzen“. Zwei Stimmen, die in Frage stellen, was jeder für selbstverständlich hält: Grenzen. Ob es Zufall ist, dass die zweite Inschrift direkt neben dem exorbitanten Palast des Collegio Armeno steht, ist ihr nicht zu entnehmen, aber passend auf eine Weise ist es, gehören die Armenier doch zu den Völkern, die außerhalb ihres ursprünglichen Siedlungsgebiets (zwischen Aserbaidschan, Georgien, Türkei und Iran) weltweit Diaspora-Gemeinschaften bildeten. Über alle Grenzen hinweg, Vertreibung und vielfältig auf sie ausgeübten Assimilationsdruck zum Trotz haben sie ihre Religion und ihre Sprache von einer Generation zur anderen über viele Jahrhunderte bis in die Gegenwart weitergeben. Als Kaufleute in vielen Ländern zwischen Mittelost, Ägypten, Südeuropa und schließlich Nord- und

Südamerika tätig, schufen sie ausgedehnte und profitable Handelsnetzwerke. Diese kleine, konservative Gruppe für avantgardistisch zu halten, würde wohl kaum jemandem einfallen, aber in einer Hinsicht sind sie vielen anderen voraus, indem sie nämlich ein Leben jenseits der von Francesco Fistetti so genannten Dreifaltigkeit von Volk, Land und Souveränität führen. Diese Trinität, die vor gerade einem Jahrhundert als Grundlage einer neuen Weltordnung zelebriert wurde, hat die an die von US-Präsident Woodrow Wilson ausgegebene Parole der Selbstbestimmung geknüpften Hoffnungen nicht erfüllt. Der Hauptgrund dafür war, dass die nach dem Ersten Weltkrieg in die Praxis umgesetzte Idee der nationalen Selbstbestimmung zu einer Unterscheidung zwischen Nationen, denen das Recht auf staatliche Souveränität zugestanden wurde und solchen, für die das nicht galt, führte. Heute in dem von Tiziana Plebani so genannten Zeitalter der „Fremden, Barbaren und Migranten“<sup>13</sup> einerseits und transnationaler Wirtschaftsstrukturen andererseits wird zunehmend deutlich, dass das Konzept der nationalstaatlichen Souveränität überholt ist.

Eingefleischte Nationalisten wollen das nicht wahrhaben und nicht wahr werden lassen, wie sich in Ost- und Südosteuropa angesichts des anhaltenden Bevölkerungsdrucks aus dem Süden deutlich zeigt, wie auch in Westeuropa durch das Erstarken rechter Parteien. Grenzüberschreitende Wirtschaftsinteressen und der Ruf nach Demokratie in der entstehenden globalen Informationsgesellschaft machen es aber zunehmend fraglich, ob sich die in den Menschenrechten aufgehobene Forderung nach Gleichheit der Menschen auf Dauer auf Territorien innerhalb nationaler Grenzen beschränken lässt. Die Städte, die überall Hauptanziehungspunkte der Migrationsströme sind, spielen dabei eine besondere Rolle. Schon Lewis Mumford stellte sie als Ort der Offenheit und Begegnung der Eintönigkeit und Verslossenheit des Dorfes gegenüber. Der Nationalstaat wurde als solcher institutionalisiert und erlebte seine hohe Zeit, als die Urbanisierung der Welt noch lange nicht so weit vorangeschritten war, wie sie heute ist. Um 1900 lebten nur 13 Prozent der Weltbevölkerung in Städten, heute sind es 50 Prozent. Der Nationalstaat gleicht mehr dem Dorf, das sich gegen Fremde abschirmt als der offenen Stadt, die sie aufnimmt.

Exklusivität, weniger feinsinnig: Xenophobie, ist ein Eckstein des Nationalstaats, nicht aber der Stadt. In Europa ist dieser Unterschied sehr ausgeprägt. Wie Lidia Decandia erklärt, lehrt uns „die Geschichte von Athen, Rom, Pisa, Florenz oder Venedig, dass diese Städte, die heute eine

---

<sup>13</sup> Tiziana Plebani, *Stranieri, barbari, migranti: Il racconto della storia per comprendere il presente. Venedig.*

bestimmte Identität charakterisiert, nichts anderes sind als das Ergebnis eines permanenten komplexen interaktiven Prozesses, Produkt von Begegnung und Konflikt und andauernder Spannungen zwischen Unterschieden.“<sup>14</sup> Nicht nur die Stadtluft, die frei macht, erinnert uns daran, dass die europäische Stadt schon ein Ort der Begegnung war, noch bevor sie ein solcher der Sesshaftigkeit wurde. Festung, Marktplatz und Kirche waren Orte, wo die meisten hinkamen, nicht aber blieben. Aus den ständig neuen Begegnungen, Reibungen und Bereicherungen, die das Leben im urbanen Raum anders als auf dem Land charakterisieren, entstand so etwas wie ein Großstadtgefühl der Hybridisierung, das Bewusstsein von Transit und Toleranz bzw. Borniertheit, wie Georg Simmel es nannte,<sup>15</sup> nämlich die Haltung, vom Fremden und Ungewohnten nicht überrascht zu sein, es kaum zu bemerken.

Die Nation und als ihr Repräsentant der Nationalstaat besteht hingegen auf Uniformität; das ist schließlich der Zweck der Übung. Alle gehören dazu, und alle anderen eben nicht. Das Fremde fällt auf und kann nur geduldet werden, wenn es unsichtbar wird. Durch Exklusion wurde auf diese Weise im Zuge der Herausbildung der Nation als tragender Säule des Staatensystems der eurozentrischen Weltordnung kollektive Identität geschaffen. Die Aufklärung, die Universalismus, Freiheit, Gleichheit und Menschenrechte proklamiert, wurde auf diese Weise mit der faktischen Ungleichheit innerhalb der europäischen Nationen und ihrem Herrschaftsanspruch bezüglich anderer Teile der Welt kompatibel gemacht. Die Großstädte wurden den Gesetzen, Moralansprüchen und kulturellen Prioritäten der Nation unterworfen, wengleich viele von ihnen zu Anziehungspunkten für Fremde wurden und gemeinsam mit ihnen Kosmopolitismus als Lebensstil kultivierten und durch Übersetzung, Kreolisierung, Hybridisierung und Multikulturalität neue Identitäten entstehen ließ, wie es sie auf dem Dorf/im Nationalstaat nicht geben soll.

Mit einem Gerüst von Gesetzeskodex, Institutionen und kontrollierten Grenzen gestützt, wurde die Nation zum Ideal der Einförmigkeit mit dem Nationalismus als geistiger Konsequenz vielmehr denn als ihrer Voraussetzung.

Japan hatte es in dieser Hinsicht leicht, das europäische Modell im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert zum Zwecke seiner Modernisierung zu adaptieren, da die Abweisung des Fremden durch die insulare Geographie selbstverständlich erschien. Einen Diskurs wie den über Grenzen im heutigen Europa – soll man Zäune, Mauern, Stacheldrähte bauen, um

---

<sup>14</sup> Lidia Decandia, *Dalla città fortezza alla città come opera d'arte relazionale*. Rom, S. 49.

<sup>15</sup> Georg Simmel, *Die Großstädte und das Geistesleben*.

die Fremden fernzuhalten? Oder soll man im Namen der Ideale der Aufklärung und des Rufs nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit davon absehen und diese Ideale für alle Menschen gelten lassen? – einen solchen Diskurs gibt es in Japan kaum, obwohl in jüngster Zeit das aus Frankreich stammende Konvivialistische Manifest<sup>16</sup> ins Japanische übersetzt wurde. Aber die Diskussion über kulturellen Synkretismus, das Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund und den von Samuel Huntington vor zwanzig Jahren antizipierten „Zusammenprall der Zivilisationen“ bleibt in Japan abstrakt. Soweit sie überhaupt stattfindet, bezieht sie sich auch kaum auf die eigene koloniale Vergangenheit, sondern entfaltet sich als Reaktion auf westliche intellektuelle Strömungen. Es ist eine gewisse Ironie, dass das besagte Manifest seinen Ursprung in Tokyo hat. Dort trafen sich 2010 Alain Caillé, Marc Humbert, Serge Latouche und Patrick Viveret zu einem Kolloquium, um über globale Probleme des Klimawandels, der Armut und der sozialen Ungleichheit zu sprechen. Eines der Ergebnisse war die Forderung, neue Formen des Zusammenlebens zu entwickeln, die ihren Niederschlag in dem Manifest fand, das jedoch in etlichen anderen Ländern, zu denen auch Italien und die BRD gehören, auf weit größere Resonanz stieß als in Japan.

Die Vorstellung von Japan als Land der Japaner ist für die meisten Japaner nach wie vor nichts Anderes als natürlich, und eine Debatte über Grenzen gibt es allenfalls, wenn es um die ungelösten Territorialkonflikte mit den drei Nachbarn (Russland, China, Südkorea) geht, die Japan seit dem Zweiten Weltkrieg beharrlich vor sich herschiebt.

---

<sup>16</sup> Le Manifeste convivialiste, deutsch: <http://www.diekonvivialisten.de/>



Abbildung 10. Masken

## 12 GEWÄNDER

Aus dem Küchenfenster sehe ich den Papst vorbeigehen, in Weiß, hinter ihm ein Fuchs auf zwei Beinen und drei Kardinäle in Zinnober. Ob es Bergoglio ist, der da erhobenen Hauptes am Kanal entlanggeht, kann ich nicht erkennen, dafür ist er zu weit weg. Er hat keine roten Schuhe an, das sehe ich, aber aus negativen Gegebenheiten kann man nie auf positive Fakten schließen; das lernt man ja schon in der ersten Logikstunde. Außerdem ist Karneval. Dass Franziskus nicht wie seine Vorgänger handgefertigte rote Schuhe trägt, nehmen ihm manche übel; sicher die Schuhmacher, aber nicht nur sie. Hier, im konservativen Venedig hört man schon gelegentlich Bemerkungen über den kommunistischen Papst. Dazu würde es wohl passen, wenn er impromptu auf einem Volksfest erschiene. So, wie der argentinische Bischof von Rom gebaut ist, würde er das aber nicht inkognito tun, da er stets offen und offensiv Stellung nimmt, wie zum Beispiel am Grenzzaun zwischen Mexiko und den USA, wo er in

einer Predigt zu Solidarität mit Migranten aufrief. Franziskus, das zeigte er bei der Gelegenheit, ist gegen Grenzen und verbirgt sich nicht hinter einer Maske.

Neben dem Papst bevölkern viele Adlige – in knielangen Hosen, Wams und Feder am Hut, die Herren, in bauschigen Röcken, Manteau und Spitzenmanschetten, die Damen – die Stadt, die sich diesen Taumel zwei Wochen lang leistet und damit Schaulustige aus aller Welt anlockt. Masken, die das Schöne stärker hervortreten lassen und das Hässliche verbergen, gehören zum venezianischen Karneval wie die Waffel zum Eis. Sie werden hauptsächlich von bengalischen Händlern feilgeboten, auch noch, wenn der Karneval vorbei ist, als Andenken. Kommerz statt Bedeutung, wie so vieles überall in dieser Stadt. Stilechte historische Kostüme können sehr teuer sein, aber sie sind die einzigen, die als karnevalsgerecht auffallen, denn sonst geht ja auch im Alltag so ziemlich alles, außer vielleicht die weiße Soutane des Papstes und die Hose ohne Loch am Knie.

Von der Funktion des Karnevals, die Mikhail Bakhtin in seinem Buch über Rabelais und das „Lachverbot“ der Kultur des Mittelalters so geistreich entlarvt, ist in Venedig nicht viel zu spüren. In der grotesken und lächerlichen Maskerade, dem vulgären über die Stränge schlagen erkannte Bakhtin eine Geste der Auflehnung gegen die Mächtigen und gegen die Unterdrückung durch Askese, Provinzialismus und religiöse Ehrfurcht, die dem feudalistischen Regime als Legitimation dienten. Das durfte nicht lächerlich gemacht werden, denn „was wichtig und wesentlich ist, kann nicht komisch sein“<sup>17</sup> – es sei denn außerhalb der Normalität, auf dem Marktplatz und beim Volksfest, wo *Narrenfreiheit* herrschte und die Ohnmächtigen in der Feudalgesellschaft sich straflos lustig machen konnten. Der Karneval war ein Stück Volkskultur, das den Unterdrückten einen Moment der Erleichterung verschuf und als Ventil für die Artikulation rebellischer Ideen diente, ohne dass dadurch die Machtverhältnisse wirklich in Frage gestellt worden wären.

Unter Verhältnissen, wo den Bürgern tagtäglich vorgegaukelt wird, dass nichts illegitim ist, was dem Geldverdienen dient – der Markt heiligt die Mittel –, kann der Karneval diese Ventilfunktion nicht mehr erfüllen. Die Karnevalisten in ihren edlen Gewändern, barocken Perücken und kunstvollen Masken unterstreichen das mit Pomp. In Venedig ist der Karneval zum Touristenspektakel degeneriert, das vornehmlich der Konsumförderung dient. In der Universität nimmt davon niemand Notiz.

---

<sup>17</sup> Mikhail Bakhtin, *Rabelais and his World*. Cambridge, MA, S. 67.

## 13 SAN SEBASTIANO 23

Furuichi muss die Jugend wieder gegen Angriffe verteidigen. Heute steht ein schwerer Tadel auf dem Programm, er lautet: Die Jugendlichen kaufen nichts. Darüber, ob er das frevelhaft findet oder nicht, lässt sich der Autor nicht aus, aber er fühlt sich dazu bemüht zu fragen, ob es denn stimmt, dass die Jugend kauffaul ist und worauf sich die Kritiker beziehen, die darüber lamentieren. Er richtet seinen Blick auf einige Bücher, vor allem von Marketing-Fachleuten wie z. B. Hisaichi Matsuda, der den Begriff der „konsumfeindlichen Generation“ geprägt und, seinem Fach alle Ehre machend, extrem gut vermarktet hat. Darüber schreibt Furuichi:

„Ich bin doch nicht verrückt, mir ein Auto zu kaufen“, wird da eine junge Frau zitiert. Andere sagen, sie bräuchten kein Großbildfernsehen, weil ihnen ihr Mobiltelefon genügt, und zu Auslandsreisen hätten sie keine Lust, weil dort niemand Japanisch spräche.<sup>18</sup>

Statt Jugendliche selber zu befragen, moniert Furuichi, stütze sich der Autor auf Marketing-Erhebungen und untermauere seine Aussagen überflüssigerweise durch die Verwendung schwieriger Fachtermini und Bezugnahme auf westliche soziologische Theorien von Dilthey und Mannheim, so, wie es Studenten täten, wenn sie Eindruck machen wollen.

Der Unterton, der die Darstellung in diesem Buch von Anfang bis Ende durchzieht, ist, dass die Jugendlichen keine Autos und keine Haushaltselektronik kaufen und auch nicht ins Ausland fahren, was für die japanische Wirtschaft fatal sei. „Ihr seid schuld, dass nichts verkauft wird.“ Das ist der allgemeine Tenor.<sup>19</sup>

Jugendliche zwischen 20 und 29 haben monatlich im Durchschnitt 52.774 Yen (ca. € 450,-) zur freien Verfügung. Wenn sie die nicht ausgeben, so die Kritik der Marketing-Experten, lähmen sie die Wirtschaft. Dass Klagen über zu geringen Konsum der Jugend überhaupt ernstgenommen werden, ist ein beredtes Zeugnis vom gegenwärtigen Zustand Japans als Modell einer Gesellschaft, die sich mit Leib und Seele dem Konsumkapitalismus verschrieben hat. In den letzten beiden Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts ist Konsum von einer Notwendigkeit zu einer ideologisch gerechtfertigten Tugend geworden und Hedonismus zu einer Form sozialer

<sup>18</sup> Furuichi, a. a. O., S. 119.

<sup>19</sup> Furuichi, a. a. O., S. 122.

Verantwortung. Produktion um der Produktion willen impliziert Konsum um des Konsums willen. Konsum wird so zur ersten Bürgerpflicht. Wenn diese Pflicht in einem Land ernstgenommen wurde, dann in Japan.

Furuichi, selbst Kind dieser Gesellschaft, kritisiert das nicht, hält die gegen die Jugendlichen erhobenen Vorwürfe, dieser Pflicht nicht nachzukommen, aber für unberechtigt. Die Jugend sei nicht konsumfaul, es hätten sich lediglich die Konsumgewohnheiten geändert. Tatsächlich legten sie keinen Wert auf das eigene Auto oder den Großbildschirm und hätten weniger Interesse an Auslandsreisen als frühere Generationen. Stattdessen gäben sie aber viel Geld für Unterhaltungselektronik, ihre IT-Infrastruktur und andere, weniger dauerhafte Konsumgüter aus. Außerdem, und das ist ein ernstzunehmender Einwand, habe sich der Anteil der Jugendlichen am Gesamtkonsum vor allem verringert, weil diese Alterskohorten im Zuge des demographischen Wandels kleiner geworden seien. Kein Grund also, die Jugendlichen zu attackieren. Furuichis Schreibe ist amüsant, manchmal schnoddrig. Das kann ich den Studenten recht leicht erklären. Schwieriger ist es für sie, seine Argumentation nachzuvollziehen bzw. zu überprüfen, ob sie schlüssig ist, und noch schwieriger, Vergleiche mit ihrer eigenen Situation bzw. dem Konsumverhalten der italienischen Jugend anzustellen. Wie viel Geld haben sie monatlich zur freien Verfügung? Sicher weniger als ihre japanischen Kommiliton/innen, aber was bedeutet das? Wie verhält es sich mit der Kaufkraftparität? Wie mit dem Konsumverhalten im Allgemeinen? Was müssen Jugendliche unbedingt haben? Wie stark ist der Konformitätsdruck, und was beinhaltet er? Wenn in Japan ein neues Smartphone auf den Markt kommt, stehen viele Jugendliche die Nacht vorher vor den Geschäften Schlange, damit sie es als erste haben. Zu solchen Eskapaden fehlt italienischen Jugendlichen das Geld oder der Unverstand.

Internationale Vergleiche dieser Art sind notorisch kompliziert, weil sie zahlreiche Variablen beinhalten, zu denen es nicht immer verlässliche Zahlen gibt. Es muss deshalb genügen, den Studenten einige Eckdaten vor Augen zu führen. Die 20- bis 29-Jährigen Japans haben weniger Geschwister als ihre Eltern, und Japan hat, was ein anderer Aspekt desselben Phänomens ist, bereits heute die älteste Bevölkerung der Welt und wird diesen Platz langfristig behaupten – mit Italien dicht auf den Fersen. Vorausberechnungen für 2030 geben das Medianalter<sup>20</sup> Japans mit 51,5 Jahren, das Italiens mit 50,8 Jahren an (BRD 48,6). Unterdessen schrumpft die Bevölkerung, in Japan schon seit 2005, in Italien seit 2017. In Japan, wo

---

<sup>20</sup> Das Alter, das die Gesamtbevölkerung genau in zwei Hälften teilt. In dem Falle sind dann 2030 die Hälfte aller Japaner und Japanerinnen jünger und die Hälfte älter als 51,5 Jahre.

man eingängige Schlagworte liebt, ist von einer demographischen Zeitbombe die Rede, während Signorelli im gleichen Zusammenhang nicht weniger dramatisch vom demographischen Koma<sup>21</sup> Italiens spricht. Mit dem Koma hat es allerdings noch etwas Zeit, denn die Lebenserwartung steigt weiterhin, was freilich bedeutet, dass der Bevölkerungsanteil der jungen Alterskohorten weiter zurückgeht.

|         | Anteil an der Weltbevölkerung |        | Gesamtfertilität* 2016 |
|---------|-------------------------------|--------|------------------------|
|         | 2017                          | 2030   |                        |
| Japan   | 1,68 %                        | 1,41 % | 1,4                    |
| Italien | 0,8 %                         | 0,7 %  | 1,4                    |
| BRD     | 1,1 %                         | 0,9 %  | 1,4                    |

\* Lebendgeburten pro Frau. Daten: Weltbank, UN

Tabelle 4. Anteil an Weltbevölkerung und Fertilität

Wenn man die Bevölkerungsentwicklung mit in Betracht zieht, wird schnell deutlich, dass Zahlen zu verkauften Autos, Großbildschirmen und Auslandsreise in diesem und im vorigen Jahr außer für diejenigen, die diese Produkte verkaufen, nicht viel bedeuten. Furuichi weist also zu Recht darauf hin, dass es unsinnig ist, den Jugendlichen ihre vermeintliche Konsumfeindlichkeit zu verübeln. Wenn er das allerdings mit dem Einwand verbindet, wer den Konsumrückgang und die anhaltende Konjunkturfalste der Jugend ankreide, solle sich lieber an die Politiker wenden, die den Geburtenrückgang zu verantworten haben, ist das auch nur eine verschmutzte Polemik. Dass man sie nicht gleich als Albernheit abtut, erkläre ich den Studenten, hat damit zu tun, dass Politikern in Japan nicht so oft mit augenzwinkernder Respektlosigkeit begegnet wird.

Inhaltlich hat Furuichi eine sehr interessante Frage angeschnitten, auf die eine klare Antwort freilich aussteht, die Frage nämlich, ob es möglich ist, die Bevölkerungsentwicklung mit Mitteln der Sozialpolitik so zu beeinflussen, dass das Ergebnis für die ganze Gesellschaft positiv ist. Dass die Menschen nicht sterben, jedenfalls nicht so früh, gilt vielen als eine gute Sache, aber dass sie, aus welchen Gründen auch immer, immer weniger Kinder in die Welt setzen, weniger. Wie soziale Alterung und Geburtenrückgang miteinander zusammenhängen, ist eine so komplexe Frage, dass man von Furuichi keine Antwort darauf erwarten kann. Denn soziale Prozesse und Strukturen sind immer das Ergebnis staatlicher und individueller Handlungen, die unter ganz bestimmten strukturellen Bedingungen vollzogen werden und zum Teil unvorhergesehene Folgen

<sup>21</sup> Amalia Signorelli, *La vita al tempo della crisi*. Turin, S. 38

haben. Dass die Bevölkerung, die bis unlängst stetig wuchs, plötzlich anfängt zu schrumpfen (und nicht mehr genug Jugendliche da sind, die Autos kaufen wollen), hat niemand gewollt und niemand geplant, ist aber die Folge individueller Entscheidungen. Konstatieren können wir, dass Japan und Italien hier parallel laufen, und Deutschland auch, obwohl der Sozialstaat in allen drei Ländern unterschiedlich gebaut ist. (In Deutschland ist er deutlich großzügiger als in Japan, und Italien liegt irgendwo dazwischen.)

Warum gerade Japan, Italien und Deutschland? Die bekannte feministische Soziologin Chizuko Ueno zitierte einmal zustimmend ihre italienische Kollegin Mariarosa Dalla Costa, die in der niedrigen Geburtenrate einen unbewussten Gebärstreik der Frauen gegen den Machismo in den alten Achsenmächten erkennen wollte.<sup>22</sup> Originell und gewiss provokativ ist diese These zwar, nur lässt sie sich nicht überprüfen. Das ist mit Aussagen, die gleich mehrere Gesellschaften betreffen, aus schon erwähnten Gründen sowieso schwierig, aber nicht so schwierig wie das Tappen im Dunkeln des Unbewussten. Hier muss es genügen, die Studenten darauf hinzuweisen, dass langfristige Entwicklungen wie Alterung und sinkende Geburtenraten, die in verschiedenen Ländern beobachtet werden, zu der Frage einladen, welche Gemeinsamkeiten historisch, kulturell und geopolitisch sehr unterschiedliche Gesellschaften aufweisen, die sie erklären könnten. Industrialisierung, Urbanisierung, Steigerung des Bildungsniveaus, Strukturwandel der Beschäftigung bzw. des Arbeitsmarkts, Veränderungen des Geschlechterverhältnisses, steigende Kosten der Kindererziehung und Säkularisierung gehören alle dazu. Diese Tendenzen kennzeichnen die gesellschaftliche Entwicklung der drei Länder seit Ende des Zweiten Weltkriegs, wenn auch nicht in jedem Punkt synchron. Umso bemerkenswerter ist die Parallelität des Bevölkerungswandels in allen dreien.

Für sich betrachtet, ist die Bevölkerungsentwicklung in jedem der drei Länder problematisch, weil sie sich im Rahmen staatlicher Strukturen vollzieht, in dem sie nicht vorgesehen war und dessen Finanzierung deshalb unter Druck gerät. Im globalen Zusammenhang, wo wir die Sieben-einhalbmilliarden-Marke<sup>23</sup> schon überschritten haben, ist die Aussicht, dass es über die Jahre, wenn sich die Vorausberechnungen bewahrheiten, ein paar oder ein paar zig Millionen Japaner, Italiener und Deutsche weniger geben wird, aber nicht wirklich Grund zur Sorge.

Genug für eine Stunde; für die nächste das Kapitel über die Galapagos-Jugend vorbereiten.

---

<sup>22</sup> Ueno, Chizuko, The declining birthrate: Whose problem? *Review of Population and Social Policy* 7, S. 104.

<sup>23</sup> <http://www.worldometers.info/world-population/>

## 14 AUF DEM WEG ZUR WAHRHEIT

Am Kai der Flöße (Fondamenta delle Zattere) ist einer der vielen Standorte der Universität, ein Lesesaal mit Nachschlagewerken, der auch am Wochenende auf ist. Um nicht alles im Netz zu suchen, weil man in Bibliotheken immer etwas findet, was man gar nicht gesucht hat, und weil ich italienische Quellen brauche, gehe ich also nach Ca' Foscari Zattere CFZ, was auch Cultural Flow Zone heißt und mit diesem Namen für Studenten vielleicht attraktiver ist. Jedenfalls ist der Lesesaal gut besucht.

Ich versuche zu erkennen, wie die Bibliothek geordnet ist, was auf den ersten Blick nicht ersichtlich ist. Nebeneinander stehen *Che cos' è l'illuminismo?*, *Amore & Matrimonio*, *Australian Aboriginal Anthropology*, *La democrazia*, *Le donne in Europa*, *Le Nazioni Unite*, *Il Caffè*, *The University's Response to Society*, *I rifugiati nel mondo*, *Inventing Europe*, *Dimenticate Livorno*, *Origini del Marxismo teoretico in Italia*, *essere digitali*, *Machiavelli e il suo tempo*, *La scuola italiana e il fascismo*, *Mille Lire al Mese*, *Economia civile*. *Efficienza, equità e felicità pubblica*, und und und. Der Zusammenhang? Der rote Faden? Die bibliographische Kategorie? Kann ich ihn finden oder selber herstellen?

Mit 1000 Lire im Monat kann man nicht leben, schon weil es keine Lire mehr gibt und, wenn es nach Herrn Draghi geht, in naher Zukunft auch nicht wieder geben wird. Gemeinsam mit Frau Merkel stemmt er sich mit aller Kraft gegen die Attacken der Euro-Defätisten. Freilich ist das Experiment Euro so alt noch nicht, und die Redistributionsprobleme, die mit „1000 Lire im Monat“ auf den Begriff gebracht wurden, hat er nicht aus der Welt geschafft, obwohl er zu der erneuten Erfindung Europas einen wichtigen Beitrag geleistet hat. Mit der Bedeutung der Aufklärung für Europa, von der wir uns im Rückblick immer wieder gern fragen, was sie eigentlich ist/war, wollen wir ihn (den Euro) vielleicht nicht auf eine Stufe stellen, aber während die Aufklärung zu ihrer Zeit nur eine kleine Bevölkerungsschicht betraf und nur für wenige über Grenzen wirkte, ist der Euro das Mittel, das gemeinsame Interessen für alle handgreiflich und begreiflich macht und somit der Förderung demokratischer Ideen dient. Zu Machiavellis Zeiten wäre das ebenso wenig möglich gewesen, wie sich die italienische Schule im Faschismus für eine übernationale Währung eingesetzt hätte. Für ein einiges Europa ist er heute auch zweifellos viel wichtiger als damals, denn angesichts der Verschiebung der Gewichte in der Welt kann sich Europa im Rahmen der Vereinten Nationen nur behaupten, wenn es mit einer Stimme spricht. Probleme, die globale

Dimensionen haben, gibt es genug, und Europa steht vor der Herausforderung, an ihrer Lösung mitzuwirken. Der Kampf gegen die Ausbeutung von Pflanzern auf der Südhalbkugel und für einen fairen Kaffee-Preis gehört dazu ebenso wie die Digitalisierung des Lebens, die heute jeden betrifft, die Flüchtlinge der Welt ebenso wie die Ureinwohner Australiens und die Frauen Europas, die nicht nur in Sachen Liebe&Ehe das Sagen haben, sondern die Geschicke des alten Kontinents immer stärker und hoffentlich zum Besten bestimmen. Die Glücksforschung, die für die Erforschung von Effizienz, Gleichheit und kollektivem Wohlbefinden ökonomische Methoden anwendet, soll dazu beitragen, das zu ergründen. Manche der heute neu erscheinenden Probleme waren im Ansatz schon zu Frühzeiten des theoretischen Marxismus in Italien erkannt, aber wie all diese Entwicklungen zusammenhängen und sich gegenseitig beeinflussen, kann nur die Wissenschaft auf dem heutigen Stand der Wahrheit klären; das muss die wichtigste Reaktion der Universität auf die Gesellschaft sein.

Etwas vergessen? Oh ja, Livorno, aber das hat hiermit ja nun wirklich nichts zu tun, kann also getrost vergessen werden. Zusammenhänge sind sowieso zum Teil im Auge des Betrachters. Wer sie sehen will, findet schon eine Begründung. Und muss denn überall Ordnung herrschen? Es gibt Bibliotheken, die nach dem Datum der Anschaffung der Bücher geordnet sind, wenn man das Ordnung nennen will. Dem Benutzer jedenfalls bleibt sie verborgen, was ihn dazu inspirieren mag, eine andere in die Aufeinanderfolge hineinzulesen. Für den Archäologen des Geisteslebens im zwanzigsten Jahrhundert mag das einmal von größtem Interesse sein.

Heute braucht das niemanden zu kümmern. Im Lesesaal der CFZ sitzt man gut. Die gusseiserne Treppe in der Mitte und die niedrige Decke deuten darauf hin, dass das zweite Geschoss erst mit der Renovierung des schönen alten Gebäudes eingezogen wurde, das jetzt mehreren Seminarräumen, eine Cafeteria und einen kleinen Innenhof beherbergt und an der einen Seite den Blick auf den Kanal freigibt. In einem der Räume ist eine Fotoausstellung von Emanuele Confortin, „Im Inneren des Exodus“, die den Betrachter aus der idyllischen Welt der Bücher im Renaissancepalast in die raue Gegenwart zurückholt und ihn mit der Not der Flüchtlinge auf dem Balkan konfrontiert, wie es kein Text kann.



Abbildung 11. Skulptur auf dem Weg zur Wahrheit

## 15 SAN SEBASTIANO 14

Der Hörsaal ist halb leer. Wieso? Habe ich die Studenten letztes Mal überfordert? Nein, nein, beruhigen mich einige der Anwesenden. Der Kurs eines Kollegen aus Japan, der nur für zwei Wochen hier ist, sei auf den gleichen Termin gelegt worden. Für alle Beteiligten sehr lästig, aber das käme regelmäßig vor und hätte mit der Raumnot der Universität zu tun. Also nur mit halber Besetzung. Die Fehlenden müssen Die *Galapagos-Jugend*, das Kapitel, das heute ansteht, nacharbeiten.

Furuichi schreibt dort, in letzter Zeit höre man oft, dass sich die Jugend abschottet und nach innen kehrt, wobei es aber nicht so klar sei, worauf sich diese Meinung gründe. „Nach innen gekehrt“ könne allerlei bedeuten. Was genau die Jugendforscher damit meinen, untersucht er anhand verfügbarer Statistiken.

Dass Jugendliche weniger Auslandsreisen unternehmen, kam bereits im Zusammenhang mit ihrem angeblich zu genügsamen Konsumverhalten

zur Sprache. Aus- und Einreise-Statistiken zeigen allerdings, dass sie sich in dieser Hinsicht nicht anders verhalten als andere Altersgruppen. Seit 1997 geht die Gesamtzahl der Überseereisen zurück, mit deutlichen Negativausschlägen 2001, nach den Terroranschlägen in New York, und 2003, als sich in Asien die SARS-Epidemie ausbreitete.

Ähnlich ist es mit der angeblich wachsenden Ortsgebundenheit von Studenten und arbeitssuchenden Jugendlichen: Der Radius, in dem Studien- und Arbeitsplätze gewählt werden, wird kleiner. Anders gesagt, zeigt die Wanderung in die Ballungsgebiete Tokyo, Osaka und Nagoya eine langfristig rückläufige Tendenz. 1970, erläutert Furuichi, fingen 68,7 % der Oberschulabsolventen in ihrer Heimatpräfektur an zu arbeiten, wohingegen diese Zahl 2010 auf 80,4 % angewachsen war. Ergebnisse der von der japanischen Regierung durchgeführten Welt-Jugend-Umfrage weisen in die gleiche Richtung. 2003 beantworteten 33 % der Jugendlichen zwischen 18 und 24 die Frage, ob sie beabsichtigten, auch in Zukunft an ihrem gegenwärtigen Wohnort zu leben, mit Ja; fünf Jahre später waren es 43,5 %. Kritiker werten diese Tendenzen als Mangel an Unternehmungslust und fordern die Jugend auf, Initiative zu zeigen und hinaus in die Welt zu gehen.<sup>24</sup>

Eine Studentin bemerkt, dass ähnliche Ermahnungen auch in Italien häufig zu vernehmen seien. Immer wieder werden die Jugendlichen als *mammoni*, Muttersöhnchen oder *bamboccioni* (ausgewachsene Babys) mit Spott überhäuft, weil sie so lange im elterlichen Haus wohnen blieben, statt sich den Verantwortlichkeiten und Schwierigkeiten des Lebens selbst zu stellen. Tatsächlich ist der Anteil der bei den Eltern wohnenden Jugendlichen zwischen 19 und 29 in den vergangenen Jahrzehnten gestiegen und in Italien mit deutlich über 70 % (2015) sehr hoch, wobei die Männer noch anhänglicher sind als die Frauen. Die Parallele mit Japan ist bemerkenswert, erkläre ich den Studenten, denn dort hat man eine ähnlich gehässige Bezeichnung gefunden. Dort werden die Mammoni, die den Eltern übermäßig lange auf der Tasche liegen, mit einem Begriff des Soziologen Masahiro Yamada als *parasite singles* bezeichnet, ledige Schmarotzer also, wobei dieser Begriff allerdings zunächst auf unverheiratete Frauen zielte, die das Geld, das sie verdienten, angeblich für Luxusartikel ausgaben und sich der Pflicht des Kinderkriegens entzogen. Interessanter als die Schmähwörter sind jedoch die Ursachen, die in beiden Gesellschaften zu veränderten Wohnverhältnissen geführt haben.

Zu nennen sind da primär drei Wirkungszusammenhänge. Erstens hat sich die soziale Schere in Japan ebenso wie in Italien im Laufe der letzten 30 Jahre kontinuierlich geöffnet. Seit den 1980er Jahren sind die Armutsrate

---

<sup>24</sup> Furuichi, a. a. O., S. 110–115.

und der Gini-Koeffizient, der soziale Ungleichheit misst, in beiden Ländern gestiegen. Das hat u. a. zur Folge, dass es für immer mehr Jugendliche schwieriger wird, sich eine eigene Wohnung zu leisten. Zweitens wird die Wohnung vor allem für die junge Generation in dem vermehrt durch Wettbewerb bestimmten, wirtschaftszentrierten Leben vielfach auf einen Schlafplatz reduziert. Drittens fördert die kleiner gewordene Familie die gemeinsame Wohnung von Eltern und erwachsenen Kindern. Bei nur einem Kind besteht oft nicht nur keine Notwendigkeit, Platz zu machen; aus dem Nutznießer wird unversehens zunächst der oft hilfreiche Mitbewohner und dann der Altenpfleger. Vor dem Hintergrund der stark individualisierten Gegenwartsgesellschaft erscheint der Mehrgenerationenhaushalt als ein Rückschritt, der jedoch in Japan und Italien offensichtlich funktional ist. Dass die „Jugend von heute“ stärker ortsgebunden ist, lange nicht auf eigenen Füßen steht, unter mangelnder Unternehmungslust leidet und zunehmend nach innen gekehrt ist, mag man beklagen; verstehen kann man solche Tendenzen nur, wenn man sie im Zusammenhang des gesamtgesellschaftlichen Wandels betrachtet.

Das nehmen mir die Studenten ab; was das mit der Galapagos-Jugend in der Überschrift des Abschnitts zu tun hat, wollen sie schließlich aber auch wissen.

Die Naturgeschichte dieser Inseln ist äußerst seltsam und verdient unsere Aufmerksamkeit. Die meisten organischen Hervorbringungen sind eingeborene Schöpfungen, die sich nirgends sonst finden. ... Der Archipel ist eine kleine Welt für sich.<sup>25</sup>

So schrieb Charles Darwin 1839 in seinem Bericht von der Reise der *Beagle* – Galapagos, eine kleine Welt für sich. In Japan ist Galapagos das Codewort für die isolierte Entwicklung komplexer Systeme, die es außerhalb Japans nicht gibt, z. B. die G3-Mobiletelefone, die technologisch den Produkten, die in anderen Ländern auf den Markt kamen, lange überlegen waren. Sie boten zehn Jahre früher mobilen Internetzugang an als alle anderen; nur war diese und eine ganze Reihe anderer hochentwickelter Anwendungen auf Japan beschränkt, so dass die japanischen Hersteller letztlich im internationalen Wettbewerb das Nachsehen hatten. Ein echtes Trauma für die exportabhängige Nation, das mit der insularen Lage Japans in Verbindung gebracht wird. Die Galapagos-Metapher nimmt Bezug auf die von Charles Darwin entdeckten Vogelarten auf den Pazifikinseln, deren Evolution sich in einem sehr speziellen Milieu weit weg von externen Einflüssen vollzog. Für die japanische Industrie sind die

---

<sup>25</sup> Charles Darwin, *Journal of Researches during the voyage of H. M. S. „Beagle“*. London: Collins, 1839, S. 373.

Galapagos-Inseln seit dem Fiasko mit den Mobiltelefonen Symbol einer schmerzlichen Fehlentwicklung. Anzeichen, die darauf hindeuten, dass sich Japan oder wichtige Teile der Gesellschaft, insbesondere die Jungen, abkapseln, provozieren deshalb aufgeregte Reaktionen, die nicht immer vom Verständnis der Prozesse getragen sind, die sich in der Gesellschaft abspielen.

Hinzukommt die Tradition. Abschottung nach außen ist kaum eine Erfindung der heutigen Jugend, sondern ein Teil der japanischen Geschichte. So gesehen hat Furuichi recht, wenn er anmerkt, die Älteren mögen sich einmal fragen, ob sie weniger nach innen gekehrt waren, als die Jugend es heute ist.

Das Galapagos-Syndrom wurde 2008 zum Topos, als japanische Mobiltelefonanbieter trotz überlegener Technologie der ausländischen Konkurrenz unterlagen, weil sie sich zu lange damit zufriedengaben, ihre Apparate und ihren Service auf dem heimischen Markt anzubieten. Die Metapher ist für Japaner auch deshalb eingängig, weil die Abschließungspolitik des Tokugawa-Staates (1603–1867) dem Land zwar Frieden, aber auch einen Entwicklungsrückstand bescherte, den es mit der Modernisierung aufzuholen galt. Aus dem Geschichtsunterricht sind Japaner daher mit den negativen Aspekten und Risiken des Isolationismus vertraut.

Die Galapagos-Jugend charakterisiert es auch, dass sie das weltumspannende Netz hauptsächlich dafür verwenden, sich mit sozialen Medien in ihrer Sprache in engsten Zirkeln von Freunden und Bekannten zu bewegen. Das, sagt ein Student, sei hier nicht anders. Alle nicken zustimmend. Das Internet benutzen sie auf Italienisch, besuchen hauptsächlich italienische Webseiten und unterhalten Beziehungen über italienischsprachige soziale Medien.

Soweit ist den Studenten das Galapagos-Phänomen und die Metapher verständlich. Letztere ist ihnen aber außerdem ein willkommener Anlass, eine ganz andere Frage anzusprechen, nämlich die der Übersetzung. Die Abschnittsüberschrift ins Italienische oder eine andere europäische Sprache zu übersetzen, ist nicht schwierig, eben „Galapagos-Jugend“; wenn man sich jedoch darauf beschränkt, geht viel Inhalt verloren. Darwins Reise mit der Beagle und die große Bedeutung seines wochenlangen Aufenthalts auf den Galapagos-Inseln für die revolutionäre Evolutionstheorie, die heute mit seinem Namen verbunden ist, gehört in Japan ebenso zur Allgemeinbildung wie in Europa. Die Symbolik des Namens der Inseln aus dem genetischen Zusammenhang herauszulösen und erst auf technische Entwicklungen und dann auf soziales Verhalten zu übertragen, liegt in Japan, wo Abschottung nach außen lange Realität war, näher als in Italien, und die Geschichte von den Mobiltelefonen braucht man niemandem zu erzählen. Es kommt deshalb nicht nur darauf an, Wörter

gegen Wörter zu tauschen wie Yen gegen Euro, man muss auch wissen, was man für die Yen und die Euro kaufen kann. Wechselkurs und Warenkorb sollen das zwar ebenso vergleichbar machen wie Wörterbücher, das können sie aber allenfalls auf einem sehr abstrakten Niveau. Immaterielle Güter, wie z. B. die relative durchschnittliche Höflichkeit von Taxifahrern und Kellnerinnen, fallen unter den Tisch. Gemessen wird nur, wie viel der Kilometer kostet oder die Tasse Kaffee.

Worauf es beim Übersetzen ankommt, ist mit anderen Worten die Fähigkeit, den Text in einem Umfeld verständlich zu machen, in dem andere Kenntnisse vorausgesetzt werden als bei dem ursprünglich vom Autor angesprochenen Publikum, und den Leser sehen zu lassen, was der Leser des ursprünglichen Texts sieht. Das ist einerseits ein praktisches und andererseits ein philosophisches Problem. Wir können uns z. B. fragen, ob es angemessen ist, das oben erwähnte Etikett *parasite singles* im Italienischen als *bamboccione* wiederzugeben und auf Deutsch als *Nesthocker*. Die Konnotationen dieser Ausdrücke sind ähnlich, aber die Wortbedeutungen sind sehr unterschiedlich. Hinzukommt, dass der japanische Ausdruck *parasite single* ein Pseudo-Anglizismus ist; pseudo, weil er nicht aus dem Englischen entlehnt, sondern made in Japan ist, was dem japanischen Benutzer aber nicht unbedingt bekannt ist (so ähnlich wie *Handy* im Deutschen). Der Unterton, der mitschwingt, ist deshalb, dass es sich bei dem so bezeichneten Phänomen um ein in letzter Zeit von außen nach Japan gekommenes Übel handelt, während der italienische ebenso wie der deutsche Ausdruck vom Wortmaterial her etwas genuin Italienisches bzw. Deutsches zu bezeichnen scheint. Dieser Unterschied ist beim Übersetzen kaum wiederzugeben, da er letztlich mit der Geschichte zu tun hat, nämlich damit, dass Japan eine lange Epoche der Isolation kannte, wie es sie in europäischen Ländern nicht gab.

Und was würde Konfuzius dazu sagen? „Stimmen die Namen“ *parasite single*, *bamboccione* und *Nesthocker*, und können sie alle drei gleichermaßen stimmen? Die Antwort heißt Ja und Nein, und der Grund dafür ist, dass jedes Wort eine Geschichte hat und man eine Geschichte (die eines Landes oder einer Region) nicht in eine andere übersetzen, sondern höchstens mit einer solchen vergleichen kann. Ein Wortschatz weist gewisse Ähnlichkeiten mit einer Gesellschaft auf. Beide sind hochkomplexe Systeme, die ständig im Fluss sind. Sie kommen als kollektive Produkte zustande, an denen viele mitarbeiten, ohne dabei einer Blaupause zu folgen und ohne im Detail voranzusehen, wie das Produkt aussehen wird. In den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts sind *parasite single* und *bamboccione* passende Namen, weil sie weithin verstanden und verwendet werden. In einer Generation ist das aber vielleicht schon nicht mehr der Fall. Konfuzius' Vorstellung von der Richtigstellung der

Namen, durch die eine perfekte Abbildung der Wirklichkeit mit der Sprache erreicht werden könne, ist ein schönes Ideal, aber es setzt Stillstand voraus. Jede Gesellschaft, die nicht dabei ist auszusterben, schafft sich ständig neue Wörter, um die sich vollziehenden Veränderungen fassbar und mitteilbar zu machen. Entweder sie prägt neue Wörter, oder sie besorgt sie sich irgendwo anders. In flüchtigen Zeiten wie den unseren ist das besonders spürbar, und in solchen Zeiten wird besonders deutlich, dass Synchronie zwischen den beiden Strömen, dem des gesellschaftlichen und dem des sprachlichen Wandels, oft nicht gegeben ist. Deshalb kommt es zu den von Konfuzius beklagten Verschiebungen zwischen Begriffen und Wörtern, die Unordnung schaffen und die Moral bedrohen. Diese Unordnung ist aber auch fruchtbar. Schließlich ist die Sprache kein Gefängnis. Immer wenn wir einander etwas mitteilen, kommt es gleichermaßen darauf an, was die Wörter *bedeuten* und was wir mit ihnen *meinen*. Beides in perfekte Übereinstimmung zu bekommen, ist nicht immer leicht, aber wo es die Spannung zwischen beiden Seiten nicht gibt, haben wir es mit einer toten Sprache zu tun. Unter anderem deshalb sind die politisch korrekten Sprachreiniger auf dem Holzweg.

Der Asynchronie zwischen gesellschaftlichem und sprachlichem Wandel ist ebenso wenig abzuhelfen wie der Spannung zwischen meinen und bedeuten, denn zwar wird jedes neue Wort irgendwann von irgendwem zum ersten Mal benutzt, um sich dann, wenn es von anderen als treffend empfunden wird, im allgemeinen Sprachgebrauch zu verbreiten, mal langsamer, mal schneller. Das Verfallsdatum von Wörtern ist aber keine konstante Größe. Wann ein Ausdruck abgenutzt und obsolet ist, lässt sich daher sehr viel schwerer sagen. ‚Auf Heller und Pfennig‘ sagen manche Menschen immer noch. Und was die *parasite singles* betrifft, so setzte sich schon bald, nachdem sie in die Welt gesetzt worden waren, die Einsicht durch, dass sie in Japan, wo es hinten und vorne an Pflegekräften fehlt, gar nicht so parasitär sind. Vielleicht gerät der Ausdruck in Vergessenheit, oder er verliert seine negative Bedeutung. Das ist schwer vorauszusagen, aber wie es auch kommen mag, die präzise und lückenlose sprachliche Abbildung der Realität wird es nie geben; außer im Garten Eden, wo alles immer so ist, wie es gestern war und morgen sein wird (und deshalb die Notwendigkeit entfällt, überhaupt etwas zu sagen. Im Paradies angekommen, wo Wille und Verlangen mit der Gottheit eins werden, konstatierte der sprachgewaltige Dante, „wie dürftig ist die Sprache doch für meinen Gedanken, und er selbst, mit dem verglichen, was ich geschaut, wie ist er mehr als winzig“<sup>26</sup>).

---

<sup>26</sup> Dante Alighieri, Die Göttliche Komödie, dreiunddreißigster Gesang.

Da es in Venedig einstweilen nur das verlorene Paradies gibt (Il Paradiso Perduto, ein Szene-Restaurant bei mir um die Ecke, in dem ohne Punkt&Komma geredet und ebenso viel getrunken wird), lernen die Studenten in der Universität fleißig Japanisch und Chinesisch, denn sie wissen, dass die Wirklichkeit mit den Mitteln der italienischen Sprache ein bisschen anders abgebildet wird als mit denen der japanischen oder chinesischen, und sie lernen, dass die abgebildete Wirklichkeit hier und dort eine etwas andere ist, was sich nicht durch die Richtigstellung der Namen aus der Welt schaffen lässt. Die Vielfalt der menschlichen Sprachen rührt daher, dass jede einzelne unvollkommen ist und Konfuzius' Wunsch unerfüllbar. Annäherung ist alles, was wir erreichen können, Annäherung nämlich an eine andere Lebenswelt.

Der Roman *The Go-Between* des britische Schriftstellers Leslie P. Hartley beginnt mit dem inzwischen zum Sprichwort gewordenen Satz: „Die Vergangenheit ist ein fremdes Land; man macht die Dinge dort anders.“<sup>27</sup> Die Distanz zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen einem historischen Text und seinem heutigen Leser zu überbrücken, ist die Bestimmung der hermeneutischen Methode. Ihr prominentester Vertreter, Hans Georg Gadamer spricht mit einer suggestiven Metapher von der Verschmelzung der Horizonte.<sup>28</sup> Die Perspektive der damaligen Lebenswelt muss innerhalb der heutigen verständlich gemacht werden. Nicht anders ist es mit der Übersetzung. Die japanische Lebenswelt muss mit der italienischer bzw. deutscher Leser in Übereinstimmung gebracht werden, wenn Furuichis Text verständlich sein soll. Der zu überwindende Abstand mag ein zeitlicher, ein geographischer oder ein kultureller sein. In unserer schnelllebigen Zeit kommt vielleicht noch mehr als in der Epoche ante interrēte natum<sup>29</sup> der Abstand zwischen den Generationen hinzu, denn das Internet ist für die Lebenswelt der heute jungen Generation zu einer noch mächtigeren Bestimmungsgröße geworden als für uns alle, und das durchaus über kulturelle und sprachliche Grenzen hinweg, selbst wenn die Landessprache die Online-Aktivitäten der Jugendlichen allenthalben dominiert. Denn wenn das Internet auch nicht die einzige Ursache der Entstehung nach außen abgeschotteter Gruppen ist, erleichtert es die soziale Dynamik, die dazu führt, sehr. Insofern enthält Furuichis Buch vieles, was den italienischen Studenten eingängig, wenn nicht selbstverständlich ist.

Andererseits liegt der Bezug auf die Galapagos in der heutigen italienischen Lebenswelt weniger nahe als in Japan. Alles andere als eine

<sup>27</sup> L. P. Hartley, *The Go-Between*. London: Penguin, S. 5.

<sup>28</sup> H. G. Gadamer, *Wahrheit und Methode*. Tübingen, S. 307.

<sup>29</sup> Vor der Geburt des Internets.

Galapagos-Insel, war Venedig jahrhundertlang einer der bedeutendsten Knotenpunkte des Handels in Europa, eine militärische Großmacht, die das östliche Mittelmeer beherrschte und Beziehungen in den Orient, Nordafrika und in den Fernen Osten unterhielt. Das ist den Menschen hier durchaus gegenwärtig. Venedig entstand als Werkstoff der Amalgamierung des Verschiedenen, wo Kulturen aufeinanderstießen, sich miteinander vermischten und zum Teil nebeneinander bestehen blieben, wie sich auch diejenigen, die all die fremden Waren und Künste hierherbrachten, miteinander vermischten – mehr allerdings, als viele wahrhaben wollen, wie der Historiker Alessandro Vanoli sagt<sup>30</sup> – und neue Formen des Zusammenlebens entwickelten. Heute spricht man in Italien ebenso wie in Deutschland von *diversity* und *diversity management*, was weniger davon zeugt, dass es sich hier um etwas Neues handelt, als von der Kürze des kollektiven Gedächtnisses, das in der normativen Erwartung der Homogenität des Nationalstaats befangen ist. Man braucht sich nur den Markusplatz anzusehen, stellvertretend für Venedig als ein Zentrum der Begegnung. Allein der Dom ist steingewordene *diversity*, vereint er doch romanische, gotische, langobardische und byzantinische Elemente, die mit der Renaissancefassade des Dogenpalasts in harmonischen Kontrast treten. Hinzukommen die barocken Galerien, wo man im eleganten Café Florian an den Wänden des chinesischen Salons auf majestätische Figuren des wirklichen und phantastischen Orients stößt; Multikulti *avant la lettre* als Modell der weltoffenen Stadt.

Wie steht es aber mit der Vielfalt und Weltoffenheit, mit Interaktion und Austausch in Venedig heute? Die Geschichte hat hier einen Widerspruch produziert, denn das aufnahmefreudige und so viele Stile in sich vereinende Venedig ist erstarrt und so auch zum Musterbeispiel einer Stadt geworden, die auf ihrer Identität beharrt, als könne sie den Lauf der Zeit aufhalten, und darüber die wechselhaften und dynamischen Prozesse ihrer Entstehung vergisst. Sichtbare Veränderung kann Venedig sich nicht leisten, denn die Menschen kommen hierher, um die Vergangenheit zu bewundern. Auch die Universität hat Mühe mit der Weltoffenheit, wenn auch nicht, weil sie gegen internationalen Austausch wäre. Es kommen einfach keine Studenten aus dem Ausland, zurzeit nur knapp fünf Prozent. Die nicht-italienischen Teilnehmer und Teilnehmerinnen an meinem Kurs machen 0,833 Prozent aus: ein Halbgriechen, der vehement gegen Galapagos ist.

Was es mit Galapagos im Kontext der japanischen Wirtschaft und Gesellschaft auf sich hat, ist somit abgehakt, und wir vertagen uns auf die nächste Stunde.

---

<sup>30</sup> Vanoli, Alessandro. *Migrazioni mediterranee*. Rom: Castelvecchi, S. 37.



Abbildung 12. Marco Polo, Skulptur der Gallerie dell'Accademia

## 16 AUF DEM WEG ZUR WAHRHEIT

Morgens, wenn die Kinder in die Schule gehen, drängen sich in den Gassen auch die Lieferanten. Schwere Karren, hochbeladen mit Obstkisten werden zum Straßenmarkt geschoben: Orangen, Mandarinen, Zitronen, Trauben, Birnen, Äpfel, Pflaumen und Kiwi. All das Obst wurde gerade am Kai von einem Boot auf den Wagen geladen. Es ist die Stunde der Logistik. Auf kleinen Barkassen gelangen die Waren über die Kanäle in die Stadt, um dann die letzte Strecke zu ihrem Bestimmungsort auf Schubkarren, Handwägelchen und Bollerwagen verschiedener Typen zurückzulegen. Alles kommt übers Wasser, erst auf Lastwagen und größeren Lastkähnen bis Tronchetto, wo der Großmarkt ist, und von dort weiter mit kleinen Booten. Größere Firmen haben ihre eigenen Kähne, die Supermärkte mit Waren beliefern, die Wäsche zu den Hotels bringen und von dort abholen und die Post besorgen. Andere liefern Wasser, Wein, natürlich den für den Spritz unverzichtbaren Aperol und, in geringeren

Quantitäten, Bier. In Venedig trinkt man Wein, und es gibt keine Tageszeit, zu der das unpassend wäre.

Die Hauptverkehrszeit, die auf dem festen Land die Straßen verstopft, hat hier die entsprechenden Auswirkungen. Busse und Taxis, Umzüge, Spediteure von Baumaterial ebenso wie Polizei, Feuerwehr, Ambulanz, Kleinunternehmer mit ihren Schuten und jede Menge PKBs drängen sich durch die Kanäle. Die Gondeln für die Touristen kommen erst später, aber auch ohne sie ist es voll genug. Alles kommt auf dem Wasserweg in die Stadt und dort von einem Ort zum anderen. Deshalb, jedenfalls auch deshalb, ist in Venedig alles teuer. Jede Tonne Öl – gleichviel ob für den Salat oder für den Außenbordmotor, jeder Scheffel Getreide, jeder Baumstamm und jeder Zentner Sand und Zement kommt mit dem Schiff und wird auf Wasserwegen weiter distribuiert. Weder für Felder und Wiesen, noch für Fabriken und große Industrieanlagen ist Platz, wo der Quadratmeter zwei oder dreimal so viel kostet wie in Hamburg oder Berlin.

Vor mir geht ein Lieferant mit einer Karre voller Kisten. Die einheitliche und völlig unironische Aufschrift auf den Kartons: Venezia Made in China. Der Lieferant steuert einen der Andenkenläden an, in denen Murano-Glas, Masken und andere original venezianische Angebinde verkauft werden. In einer Zeit, wo die anlässlich der Amtseinführung des amerikanischen Präsidenten verkauften Hüte mit der Aufschrift Make America Great Again in China, Bangladesch und Vietnam hergestellt waren, kann man das einfach als Triumph des Marktes verbuchen, ein Triumph freilich, der nicht allen gefällt.

Geschäfte, die Venezia made in China verkaufen, gibt es zuhauf. Sie drängen die Einheimischen aus dem Markt. „Alles, was Sie in diesem Geschäft sehen, ist nicht made in China“, steht auf einem Schild im Schaufenster eines kleinen Geschäfts, das Handtaschen verkauft (s. S. 76). In einem anderen steht Original hand-made Murano glass not made in China. Der Inhaber des Handtaschenladens erklärt, mit der Qualität venezianischer Produkte sei es vorbei. Ja, die Waren in seinem Geschäft seien teurer, aber sie seien auch viel hochwertiger. Er betreibe sein Geschäft seit fünfzig Jahren, der Zukunft sehe er mit Sorge entgegen, denn außer ihm gebe es nur noch ein Lederwarengeschäft, das die Fahne venezianischer Wertarbeit hochhielte, alle anderen seien in chinesischer Hand.

Aussagekräftige Zahlen zu bekommen, ist nicht ganz einfach, denn die offizielle Statistik, erfahre ich von der Sachbearbeiterin der Handelskammer Venedigs bei einem Besuch, erfasse nicht die Staatsangehörigkeit von Unternehmern, sondern nur deren Geburtsland. Aber auch die diesbezüglichen Angaben sind interessant. 2017 waren von rund 5000 ausländischen Unternehmern nach dieser Definition 1450 Chinesen, also 29 Pro-

zent aller nicht von Italienern betriebenen Geschäfte.<sup>31</sup> Lederwaren und Glas springen ins Auge, weil es sich dabei um traditionelle venezianische Produkte handelt und weil die Geschäfte auffällige Schaufenster haben. Wer die Tradition ernstnimmt, muss allerdings zugestehen, dass sich Venedig, insbesondere die Inseln Torcello und Murano, unter östlichem Einfluss zum Glasbläserstandort entwickelte. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert öffnete sich die Glasbläsergilde Zuwanderern, um es Fachleuten von außerhalb zu ermöglichen, sich mit allen Bürgerrechten niederzulassen und ihre Kunstfertigkeit Venedig zugutekommen zu lassen. Diejenigen, die heute Glas nach Venedig bringen, um es zu verkaufen, können somit auch auf Tradition pochen. Allerdings ist ihr Geschäftsgebaren etwas anders als das der Einheimischen, was von diesen nicht mit Dank quittiert wird. Niedrigere Löhne und längere Arbeitszeiten sind für sie kein Problem, und die Gewerbeaufsicht kann nicht überall zugleich sein. Wer länger als zwei Tage in der Stadt ist, merkt auch schnell, dass die Schilder, die 50 % Rabatt oder heute alles für 1 € anbieten, zur permanenten Dekoration der Auslagen von „Murano-Glass-“ und Lederwaren-Geschäften gehören. Tatsächlich steht in fünf von sechs Handtaschengeschäften eine Chinesin hinter der Kasse. Auch unter den in Venedig registrierten Ausländern stellen Chinesen eine große Gruppe. Nach Rumänen, Moldauern, Albanern und Bangladeschern kommen sie auf den fünften Platz.

In der Gastronomie sind die meist englischsprechenden Bangladescher stark vertreten, die die echte italienische Küche feilbieten, wobei ja nicht vergessen werden soll, dass die echte italienische Küche deshalb so gut ist, weil sie durch fortwährende Mischung und Neuerung entstanden ist. Aus Fernand Braudels unübertroffener historischer Darstellung des Mittelmeers als einer Welt der Fluktuation, des Handels und der Migration wissen wir, dass mit Ausnahme der Olive kaum eine der Pflanzen, die wir für typisch italienisch und für die italienische Küche unverzichtbar halten, auf der Apenninenhalbinsel heimisch ist. Und das Urheberrecht für Spaghetti können die Chinesen ebenso für sich in Anspruch nehmen wie die Italiener. Die Araber mögen eine Mittlerrolle gespielt haben, als sie im 9. Jahrhundert Sizilien eroberten. Dass die Menschen in China schon vor mehr als 2000 Jahren Nudelgerichte aßen, ist gewiss; dass Venedigs prominentester Sprössling, Marco Polo, sie nach Italien brachte, gehört nur zur akzeptierten Folklore. Wie dem auch sei, der Küche hat der Verzicht auf Abschottung, Purismus und Xenophobie gutgetan. Und nicht nur die kulinarischen, auch die sprachlichen, kulturellen und religiösen Barrieren waren in der mediterranen Welt des ausgehenden Mittel-

---

<sup>31</sup> Camera di Commercio Venezia ([www.ve.camcom.gov.it](http://www.ve.camcom.gov.it))

alters, in deren Zentrum Venedig stand, „gelinde gesagt elastisch“, wie wieder Alessandro Vanoli es ausdrückt.<sup>32</sup>

Mit China unterhielt Rom über die Seidenstraße bereits in der Kaiserzeit Handelsbeziehungen; zu einer nachhaltigen Intensivierung des Austauschs kam es aber erst in der Epoche des Pax Mongolica, als China und weite Teile Zentralasiens von der mongolischen Yuan-Dynastie (1271–1368) beherrscht wurden. Als Vorbote des von Europäern sogenannten Zeitalters der Entdeckungen reisten damals viele Kaufleute, Abenteurer und Missionare nach Osten, unter ihnen auch Marco Polo (1254–1324).

Ihn ohne Gesicht zu lassen, wäre wohl schwer zu ertragen, und deshalb findet sich im Panteon Veneto des Instituts der Wissenschaften und Künste am Campo S. Stefano zwischen den Büsten anderer bedeutender Venezianer auch eine von Marco Polo. Aldo Manuzio (1449–1515), der berühmte Humanist und Drucker, steht da, Paolo Veronese und seine Malerkollegen Tintoretto (1519–1594) und Gianbattista Tiepolo (1693–1770) unter vielen anderen Künstlern, Denkern und Fürsten. Auch Idole, die eine allenfalls kursorische Beziehung zu Venedig hatten, werden dort mit einem Standbild geehrt, Dante Alighieri (126–1321) etwa, der nur einmal am Ende seines Lebens auf diplomatischer Mission für den Fürsten von Ravenna in Venedig war, und Galileo Galilei (1564–1642), der sich mit seinem Fernrohr 1609 dem Dogen Leonardo Donato und seinen Feldherren andiente – man sieht den Feind früher, als man von ihm gesehen wird! – und dafür mit einem Salär belohnt wurde. Marco Polos 1863 von Augusto Gamba angefertigte Büste ist also in bester Gesellschaft, wie es ihr bzw. ihm zweifellos gebührt.

Venedig hatte wirtschaftlich sehr von den Kreuzzügen profitiert, und als diese Epoche im ausgehenden 13. Jahrhundert zu Ende ging, ebte damit das Interesse am Orient keineswegs ab; vielmehr nahm es stark zu. Beflügelt durch den wirtschaftlichen Aufschwung, den die Hafenstädte Venedig und Genua erlebt hatten, zog es Tausende von Händlern, Wissbegierigen und Abenteurern über Land und übers Meer in die Ferne. Marco Polo war einer von ihnen und einer der ersten, die bis in den *Fernen* Osten vordrangen, der im 13. Jahrhundert sehr viel ferner war, als er es heute ist. Zwar weiß man nicht, wie er als junger Mann aussah, über sein Leben ist jedoch viel bekannt. Marco Polo war Avantgarde. Er war von dem Geist der Neugier beseelt, der Venedig reich machte. Gerade erst siebzehn Jahre alt, brach er mit seinem Vater, Niccolò, und Onkel Matteo nach Osten auf. Als er zurückkam, war er 41.

In der Zwischenzeit stand Marco Polo viele Jahre im Dienst des Kublai Khan, des mongolischen Kaisers und Herrschers von China. Er erfreute

---

<sup>32</sup> A. a. O., S. 14.

sich seines Vertrauens und bereiste mit unterschiedlichen Aufgaben das riesige Reich von Karakorum im Norden bis Hangchow im Süden. Von seinen Erfahrungen zu berichten, hatte er bald nach seiner Rückkehr in einem Genueser Gefängnis Gelegenheit. Als Kommandeur eines venezianischen Schiffs war er im Krieg gegen Genua in Gefangenschaft geraten. Bevor er im letzten Jahr des 13. Jahrhunderts wieder freikam, diktierte er seine Erinnerungen monatelang dem Mitgefangenen Rustichello von Pisa, der sie niederschrieb, auf Franko-Provenzalisch (*Lingua franca*), was damals eine von genueser und venezianischen Kaufleuten viel benutzte Sprache im östlichen Mittelmeer war. In Venedig lebte er danach noch 25 Jahre in Ruhm und Ehren, nicht zuletzt dank des *Buchs der Wunder (Il milione)*<sup>33</sup>, seines Reiseberichts, in dem er von fernen Ländern, Sitten und Gepflogenheiten erzählte, die kaum einer seiner Zeitgenossen aus eigener Anschauung kannte. In viele Sprachen übersetzt, wurde er überall in Europa gelesen und beflügelte die Phantasie über das große Reich im Osten, von dem niemand solch umfassende Kenntnisse hatte wie er.

Die vielen erhaltenen Handschriften in französischer, lateinischer, italienischer und deutscher Sprache haben Generationen von Philologen Arbeit verschafft, und die Historiker waren nicht weniger damit beschäftigt, Fakten und Fiktionen voneinander zu trennen, unwahrscheinliche Details zu falsifizieren oder, was noch schwieriger ist, zu verifizieren. Dass Marco Polo ausgedehnte Reisen unternahm, steht außer Frage, aber auch, dass nicht alles in seinem Bericht auf eigener Anschauung beruhte. So erzählt er von dem Land von Gold und Silber, das er der chinesischen Bezeichnung *jih-pen (kuo)* folgend *Cipangu* nannte, Japan. Dort war er nie gewesen, aber während seines Aufenthalts in China spielte Japan eine wichtige Rolle, weil bei dem Versuch es zu erobern, die gesamte Kriegsflotte des Großkahns unterging. Japan war also Gesprächsthema, aber alles, was Marco Polo von diesem Land berichtet, das angeblich von wertvollen Gewürzen, Edelsteinen und Gold überquoll, gehört ins Reich des Hörensagens und der Phantasie.

In seiner Zeit und auch noch Jahrhunderte danach war Marcos *Buch der Wunder* jedoch die wichtigste autoritative Quelle des Wissens über den Fernen Osten. Heute ist es vor allem als Beispiel einer relativ unvoreingenommenen Betrachtung anderer Welten und als Zeugnis der schon damals großen Bedeutung Chinas für Europa von Interesse. China hatte alle materiellen und geistigen Errungenschaften, die sich in Venedig der Wertschätzung erfreuten, Architektur, Kunst, Philosophie, Religion,

---

<sup>33</sup> Moderne deutsche Fassung: *Il Milione. Die Wunder der Welt*. Übersetzung aus altfranzösischen Quellen und Nachwort von Elise Guignard. Zürich: Manesse, 1983.

soziale Ordnung, kurz eine Zivilisation, auf die das Abendland nicht hinabblicken konnte. Retrospektiv gehört Marco Polo somit zu den Vorreitern der Globalisierung und der Kritik am westlichen Universalismus, der im Zuge der europäischen Expansion nach seiner Zeit immer ausgeprägter werden sollte.

Heute ist Marco Polos Name in Venedig allgegenwärtig. Vielfach kommerziell vereinnahmt, dient er auch dem Flughafen, einer Linie von Rundfahrtschiffen, Hotels, Restaurants, einer netten Buchhandlung. Auch Venezia made in China nimmt ihn hier und da in Anspruch. Das Haus, in dem er bis zu seinem Tod wohnte, kann man besichtigen, und auch sonst erinnert man vielfach an den großen Wanderer zwischen den Welten.

Marco Polo wies den Weg. Er machte die offene und neugierige Begegnung mit dem Fremden zu seinem Lebensinhalt und wurde nebenbei reich. In China ist er ein Held, über den in den Schulbüchern nur Gutes mitgeteilt wird. Heute, noch bevor der Karneval vorbei ist, folgt Staatspräsident Sergio Mattarella seinen Spuren, reist nach China, um mit seinem Amtskollegen Xi Jinping zu sprechen und Italiens Beteiligung an Chinas ehrgeizigem Entwicklungsprojekt OBOR, „One Belt, One Road“, sicherzustellen. Mit dem Ausbau der Seidenstraße zu einem Wirtschaftsgürtel, der die Schwellenländer Zentralasiens mit China und Europa verbindet, und gleichzeitig einer maritimen Seidenstraße des 21. Jahrhunderts will China das Wirtschaftswachstum für die Zukunft sichern. Tiefseehäfen und Pipelines gehören ebenso dazu wie Eisenbahnlinien und neue Straßennetze für Ferntransporte. Da geht es um sehr viel Geld. Wieviel weiß niemand, außer den Journalisten, die in die Zukunft blicken können, von 900 Milliarden US-Dollar schreiben und davon, dass Mattarellas Trip für Italien fünf Milliarden wert sei.

Nebenbei besucht der Präsident die Ausstellung der Terrakotta-Armee in Xian, Symbol weniger der neuen Stärke als der alten Kultur Chinas. Denn der Stolz auf eine große kulturelle Vergangenheit verbindet Italien und China und ist für beide eine wichtige Brücke, bei deren Überquerung die Diplomaten und Politiker den gegenseitigen materiellen Nutzen freilich nie aus den Augen verlieren.



Abbildung 13. Mauerrelief auf dem Weg zur Wahrheit

## 17 SAN SEBASTIANO 23

Die Beziehungen zwischen China und Japan sind trotz viel stärkerer kultureller Bande, als sie zu Italien bestehen, so schwierig, wie sie es zu Marco Polos Zeiten waren. Seit dem Zweiten Weltkrieg ist es den beiden Ländern nicht gelungen, ein entspanntes politisches Verhältnis zueinander aufzubauen. Nur die inzwischen sehr starken gemeinsamen Wirtschaftsinteressen haben der beidseitigen politischen Unvernunft Grenzen gesetzt. Ein schwelender Territorialkonflikt und die unvergessene und immer wieder instrumentalisierte Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs haben die Entwicklung freundschaftlicher Beziehungen bisher verhindert, und der für Japan so schwer erträgliche Aufstieg Chinas hat es nicht leichter gemacht. Interessieren sich die japanischen Jugendlichen dafür? Interessieren sie sich überhaupt für Politik? Das ist das Thema der heutigen Stunde.

Die Jugend sei politikverdrossen, sei in der Presse häufig zu lesen. Was es damit auf sich hat, erörtert Furuichi in dem diesmal anstehenden

Abschnitt.<sup>34</sup> In Umfragen behaupten Jugendliche mehrheitlich, sich sozial engagieren zu wollen. Wie äußert sich das, und was hat es für Konsequenzen? Wenn wir die „Welt-Jugendumfrage“ der japanischen Regierung betrachten<sup>35</sup>, schreibt Furuichi, so hat die Zahl der politikinteressierten Jugendlichen im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte stark zugenommen, und er fragt sich, was das für ihr Verhalten bedeutet:

Sozial orientierte Jugendliche, die sich engagieren wollen, gehen vermutlich zur Wahl. Freiwilligenarbeit zu leisten, ist vielleicht eine etwas hohe Schwelle, aber um zu wählen, brauchen sie nur zum örtlichen Wahllokal zu gehen, wo man neuerdings in der Einkaufsstraße gratis Kaffee kriegt oder sonst eine nette Überraschung, wenn man nur seine Stimme abgibt.<sup>36</sup>

Dass es für die Stimmabgabe bei Wahlen einen materiellen Anreiz gibt, ist ein Detail der heutigen japanischen Lebenswelt, das die venezianischen Studenten kurios finden. Niedlich (*carino*), typisch japanisch, sagt eine, eine gute Idee, um die Wahlbeteiligung zu erhöhen, ein anderer. Das, erkläre ich den Studenten, ist auch nötig, denn im Vergleich zu anderen demokratischen Ländern ist die Wahlbeteiligung in Japan relativ niedrig, niedriger jedenfalls als der OECD-Durchschnitt. Wenn wir z. B. die letzten Parlamentswahlen in Japan, Italien und der BRD vergleichen, zeigt sich ein deutlicher Unterschied in der Wahlbeteiligung: Italien 81 %, BRD 78 %, Japan 67 %. Und bei etwas genauerer Betrachtung erweisen sich die Jugendlichen in Japan als besonders wahlträge. Wie aus Tabelle 5 hervorgeht, ist die Wahlbeteiligung der Altersgruppe 18–24 in allen drei Ländern niedriger als die der Altersgruppe 25–50, aber der Abstand ist in Japan am größten.

|         | Frauen relativ zu Männern | Altersgruppe 18–24 relativ zu Altersgruppe 25–50 |
|---------|---------------------------|--|
| Japan   | 0,98                      | 0,78   |
| Italien | 0,98                      | 0,91   |
| BRD     | 0,91                      | 0,83   |

Tabelle 5. Erstwähler in Japan, Italien und Deutschland bei Wahlen zwischen 2008 und 2012. Quelle: OECD 2016<sup>37</sup>

<sup>34</sup> Furuichi, a. a. O., S. 104f.

<sup>35</sup> Die „Welt“ dieser alle fünf Jahre vom Kabinettsbüro der japanischen Regierung durchgeführten Umfrage besteht aus Japan, Südkorea, den Vereinigten Staaten, dem Vereinigten Königreich und Frankreich. Angaben bezüglich anderer Länder werden mit einbezogen, aber nicht selbst erhoben. <http://www8.cao.go.jp/youth/kenkyu/worldyouth8/html/mokuji.html>

<sup>36</sup> Furuichi, a. a. O., S. 104–105.

<sup>37</sup> OECD Family Database. [https://www.oecd.org/els/family/CO\\_4\\_2\\_Participation\\_first\\_time\\_voters.pdf](https://www.oecd.org/els/family/CO_4_2_Participation_first_time_voters.pdf)

Und Tabelle 6 zeigt, dass das keine einmalige Erscheinung, sondern ein typisches Muster ist. Die Jugendlichen gehen konstant seltener zur Wahl als die anderen Altersgruppen, was bedeutet, dass ihre Meinung im Parlament drastisch unterrepräsentiert ist, denn sie gehen nicht nur nicht zur Wahl, sie sind auch sehr viel weniger zahlreich als die oberen Altersgruppen. Gemessen an ihrem Anteil an der Bevölkerung und ihrer Wahlbeteiligung, ist z. B. der politische Einfluss der 50- bis 59-Jährigen 2,86 mal so groß wie der der 20- bis 29-Jährigen. Und dann kommen noch die 60- bis 69-Jährigen und die anschwellende Gruppe der über 70-Jährigen dazu.

| Unterhauswahlen | 20–29 | 30–39 | 40–49 | 50–59 | 60–69 | 70+   |
|-----------------|-------|-------|-------|-------|-------|-------|
| 2005            | 46,2  | 59,79 | 71,94 | 77,86 | 83,08 | 69,48 |
| 2009            | 49,45 | 63,87 | 72,63 | 79,69 | 84,15 | 71,06 |
| 2012            | 37,89 | 50,10 | 59,38 | 68,02 | 74,93 | 63,30 |
| 2014            | 32,58 | 42,09 | 49,98 | 60,07 | 68,28 | 59,46 |

Tabelle 6. Wahlbeteiligung an Unterhauswahlen nach Altersgruppen in %, auf Grundlage von Daten des Ministeriums für Inneres und Kommunikation

Das Bild von der japanischen Politik als einer Angelegenheit alter Männer in grauen Anzügen ist daher durchaus realistisch und muss als eine der Ursachen dafür gelten, dass das politische Interesse der Jugend passiv bleibt. Ein Teufelskreis aus demographischer Entwicklung – immer weniger Jugendliche – und altem Trott – die Alten schmeißen den Laden. Die Wahlbeteiligung der Jugendlichen ist nicht nur niedrig, sie weist außerdem eine rückläufige Tendenz auf. Nur bei den Unterhauswahlen 2009 wird dieser Trend unterbrochen. Dazu schreibt Furuichi:

2009, als die Demokratische Partei an die Regierung kam, erreichte die Wahlbeteiligung der 20- bis 29-Jährigen 49,5 %. Na also, es geht doch. Tatsächlich dachten viele Jugendliche, „so kann es nicht weitergehen“, wandten sich der Politik zu und entwickelten ein Gefühl der Verantwortung dafür, in welche Richtung sich das Land bewegt.

Und weiter:

Betrachten wir aber für alle Fälle noch die nächste Wahl, nämlich die Beteiligung an der 22. Oberhauswahl 2010. Die Gesamtwahlbeteiligung lag bei 57,9 %, die der 20- bis 29-Jährigen bei 36,2 %. Hm? Im Vergleich zur Beteiligung dieser Gruppe an den 21. Oberhauswahlen 2007 (36,0 %) praktisch unverändert.<sup>38</sup>

<sup>38</sup> Furuichi, a. a. O., S. 107.

Wie muss man diese Entwicklung deuten? Ein Student weist auf eine Parallele mit der italienischen Politik hin. Hier war die *Democrazia cristiana* (DC) fünfzig Jahre lang die beherrschende Kraft, bis sie 1994 zerfiel. Ähnlich hat die Liberaldemokratische Partei (LDP) in Japan seit dem Zweiten Weltkrieg die politische Szene beherrscht, nur dass sie noch länger durchgehalten hat als die DC. Auch bezüglich der Halbwertszeit von Premierministern und des immer gleichen Zyklus von Wahlen, Skandalen und dem Auswechseln des Personals sind gewisse Ähnlichkeiten nicht zu übersehen. Seit 1945 hat Italien 42 Premierminister verschlissen, Japan 34. (Die Galerie der bisher 8 Bundeskanzler der BRD nimmt sich dagegen recht eintönig aus.) Dass junge Leute ein eher distanzierendes Verhältnis zu diesem Betrieb haben und sich auch von einem Gratis-Kaffee kaum an die Wahlurnen locken lassen, kann man verstehen. Einen kleinen Hoffnungsschimmer gab es nur 2009, als viele Japaner und Japanerinnen von Filz und Cliqueswirtschaft der LDP genug zu haben schienen und sich die Demokratische Partei Japans (DPJ), die aus der Fusionierung der Sozialistischen Partei und einer Reihe kleinerer Parteien hervorgegangen war, als eine neue, glaubwürdige Opposition präsentierte.

„Na also, es geht doch“, schreibt Furuichi etwas spöttisch, denn bei der nächsten Wahl war schon wieder alles beim Alten. Einmal in der Regierungsverantwortung, betrug sich die DPJ so, als wäre sie bei der LDP in die Lehre gegangen. Sie rieb sich in Flügelkämpfen auf, demontierte einen ihrer eigenen Premierminister nach dem anderen – drei in drei Jahren – und tat so alles, um möglichst schnell wieder auf den Oppositionsbänken zu sitzen, mit tatkräftiger Unterstützung der LDP natürlich. 2011, als die DPJ am Ruder war, wurde Japan von der Dreifachkatastrophe in Fukushima heimgesucht, was die oppositionelle LDP als günstige Gelegenheit betrachtete, die Regierung zu torpedieren, wo sie konnte, statt auf deren Appelle einzugehen, angesichts des nationalen Notstands zusammenzuarbeiten. Als die LDP 2013 dann wieder an der Regierung war, bewies sie, dass sie mit den Folgen der Katastrophe um kein Jota besser umgehen konnte als die DPJ.

Für die Jugendlichen, die sich in großer Zahl als freiwillige Helfer im Katastrophengebiet engagiert hatten, war das ein weiterer Grund, soziales und politisches Engagement voneinander zu trennen. Sie gehen, wie Furuichi schreibt, tatsächlich immer weniger zur Wahl. Verständlich ist das, aber auch gefährlich, denn die lethargische Wahlbeteiligung paart sich mit Ignoranz, wie an einer anderen Stelle seines Buchs deutlich wird.

Furuichi geht zur Demonstration einer rechtsradikalen Gruppe, die Japans Anspruch auf die von China kontrollierten unbewohnten Diaoyu- bzw. auf Japanisch: Senkaku-Inseln bekräftigen (der oben erwähnte Territorialkonflikt). Es ist schönes Frühlingswetter, die Kirschblüten-Zeitung

wird verkauft, die China attackiert und die Bürger dazu aufruft, die Landesverteidigung selbst in die Hand zu nehmen, wenn die nichtsnutzige (DPJ) Regierung sich nicht darum kümmere. Gegen Wahlrecht für Ausländer, gegen die Beibehaltung beider Nachnamen von Ehepartnern sind weitere Themen, die die Rechten im Programm haben. Furuichi spricht mit jugendlichen Teilnehmern, die über konservative soziale Netzwerke von der Demonstration erfahren hatten. Die Atmosphäre sei gut, sagen sie ihm; daran, etwas gegen China zu unternehmen, die Regierung anzuprangern oder gegen die immer weitere Öffnung der sozialen Schere zu protestieren, hätten sie gar kein Interesse, sie hätten auch schon an Demonstrationen für die Legalisierung von Cannabis teilgenommen, aber an rechtsextremen Demonstrationen würden sie sich nie beteiligen.<sup>39</sup>

Wie steht es um die politische Bildung solcher Demonstranten? Die Legalisierung von Cannabis ist ein linkes Anliegen, die Befreiung der Senkakus aber ein rechtes. Bedeutet links und rechts in der japanischen Politik nichts (weil es nur rechts und halbrechts gibt)? Oder haben die Demonstranten gar keine Überzeugung und machen bloß einen Frühlingsausflug und wollen Takoyaki essen? Furuichi neigt zu letzterer Erklärung, stellt aber auch fest, dass die Kategorien links und rechts der Jugend nichts mehr bedeuten.

An der Unterscheidung zwischen ‚rechts‘ und ‚links‘ festzuhalten ist vielleicht tatsächlich überholt. Vor allem, wenn man mit Jugendlichen spricht, hat man oft das Gefühl, dass es für sie einen strikten Gegensatz zwischen ‚links‘ und ‚rechts‘ gar nicht gibt.<sup>40</sup>

Das schreibt Furuichi, der das mit ihrer Abwendung von der Politik in Verbindung bringt.

Nach einer internationalen Vergleichsstudie<sup>41</sup> haben 86 Prozent der 20- bis 29-jährigen Japaner und Japanerinnen kein Vertrauen in die Regierung. Das ist der höchste Wert der Welt und auch im innerjapanischen Kontext extrem. 39 Prozent der Befragten aller Altersgruppen haben Vertrauen in die Regierung, kein Kompliment für die herrschende Klasse, aber immerhin mehr als doppelt so viele wie die Jugendlichen (Italien 30 Prozent, BRD 60 Prozent). Das veranlasst die Jugendlichen jedoch nicht, sich am politischen Prozess zu beteiligen, um einer vertrauenswürdigeren Regierung ins Amt zu verhelfen. Sie gehen nicht zur Wahl und tragen dadurch dazu bei, dass alles beim Alten bleibt. Während ich dies schreibe,

<sup>39</sup> Furuichi, a. a. O., S. 214.

<sup>40</sup> Furuichi, a. a. O., S. 216.

<sup>41</sup> International Social Survey Programme 2015 (<http://www.issp.org/menu-top/home/>)

im Frühjahr 2017, regiert Premier Shinzo Abe mit einer komfortablen Mehrheit im Unterhaus, die auf 25 Prozent der Stimmen der Wahlberechtigten beruht. Dass eine Regierungsmehrheit nicht die Mehrheit der Wählerschaft repräsentiert, ist in demokratischen Staaten nicht ungewöhnlich, aber in Japan ist die Unterrepräsentation der Jugendlichen besonders ausgeprägt und deshalb ungesund.

Sicherlich nicht zuletzt deshalb sind die Jugendlichen politikverdrossen, zu dem Schluss kommt auch Furuichi, und das ist keine gute Sache. „Wahlen“, zitiert Furuichi einen jugendlichen Gesprächspartner, „werden von Bonzen auf ihre Weise in einer anderen Welt durchgeführt, mit der wir nichts zu tun haben“.<sup>42</sup> Die moralische Verpflichtung zur Wahl zu gehen, die nach dem Zweiten Weltkrieg weithin als solche empfunden wurde, hat in vielen Ländern an symbolischer Bedeutung verloren, wie auch in praktischer Hinsicht, denn die Wahlen sollten das wirkungsvollste Instrument der Bürger sein, um ihren Willen durchzusetzen. Japan liegt, was diesen Trend zur Abstinenz von politischer Teilnahme betrifft, im Vergleich zu anderen OECD-Ländern sehr weit vorne.

2014 wurde auch im Hinblick auf den demographischen Wandel das Mindestalter für die Ausübung des aktiven Wahlrechts von 20 auf 18 Jahre gesenkt. Der wichtigste politische Grund für diese Maßnahme war allerdings, dass junge Wähler eher als die kriegserfahrenen Älteren bereit sind, einer Verfassungsänderung zuzustimmen, die den Friedensartikel 9, der den Einsatz und die Androhung militärischer Gewalt ausschließt, abschaffen oder abschwächen soll. Die Nachkriegsgeneration hat sich in Umfragen stets mit großer Mehrheit für die Beibehaltung des Artikels ausgesprochen. Je ferner die Schrecken des Krieges in die Vergangenheit rücken, desto mehr wächst die Bereitschaft, Japan zurück auf die Bühne des militärischen Kräftespiels zu führen, wie Premier Abe es wünscht. Im Übrigen hat jedoch die Herabsetzung des Wahlrechtsalters an der Wahlbeteiligung bisher nicht viel geändert. Interesse an politischer Teilnahme und politische Sachkenntnis bleiben unter Jugendlichen gering.

Zu ihrer Politikverdrossenheit trägt auch der „doppelte Regierungsstil“ bei, nämlich einerseits

die sogenannte offizielle Regierung nach dem Vorbild des modernen Rechtsstaats mit Gewaltenteilung, wo das Volk seine Vertreter wählt, wo Gesetze und Bestimmungen universalistischen Charakter haben und für alle gelten. Gleichzeitig ist [...] eine andere Form des Regierens stark und lebendig, nämlich die der Klientelschaft. Exemplarisch basierend auf der Solidarität der Familie, die nach und nach um

---

<sup>42</sup> Furuichi, a. a. O., S. 325.

Verwandte, Nachbarn, Dorfbewohner, „Freunde“ und „Kammeraden“ erweitert, aus dem asymmetrischen Tausch von Schutz (von oben) und Leistung (von unten) besteht, in der einfachsten und weitest verbreiteten Form, Wählerstimmen gegen Gefälligkeiten.

Nepotismus und Cliqueswirtschaft haben das Vertrauen in das politische System untergraben, wobei das Interessante an dem obigen Zitat ist, dass es zwar die Verhältnisse in Japan charakterisieren könnte, sich tatsächlich aber auf diejenigen Italiens bezieht. Amalia Signorelli beschreibt so die familialistischen Wurzeln des politischen Systems Italiens.<sup>43</sup> Nicht verwunderlich also, dass die venezianischen Studenten in diesem Fall mit der „Horizontverschmelzung“ keine Mühe haben, Furuichis Ausführungen über den Vertrauensverlust der japanischen Jugend ins politische System leicht nachvollziehen können und sie mit lebhaftem Kopfnicken kommentieren.

Wofür aber interessieren sich die Jugendlichen, wenn die Politik ihnen nichts bedeutet. Darum geht es in der folgenden Stunde.

---

<sup>43</sup> Signorelli, a. a. O., S. 96–97. Statt der eckigen Klammern in der Übersetzung steht im Original „in Italien“.



Abbildung 14. Murano-Glas nicht made in China

## 18 AUF DEM WEG ZUR WAHRHEIT

Wenn ich sehr früh aus dem Haus gehe, kann ich vielleicht noch etwas vom Fischmarkt in Tronchetto mitkriegen. Als ich ankomme, ist aber alles schon vorbei. Früh hat hier eine etwas andere Bedeutung, denn der Fischmarkt beginnt um halb drei. Um kurz nach sieben ist die Halle leer, nur noch ein Arbeiter räumt die letzten Styroporschachteln auf. Wie der Handel ginge, frage ich ihn, und er entgegnet unverbindlich, ja, ja, alles sehr gut, wo ich denn herkäme und was ich hier wolle. Mit meiner Antwort offenkundig zufrieden, wird er leutselig, erzählt, wie viel Fisch hier jeden Tag umgesetzt wird, dass die Kunden hauptsächlich Gastwirte seien und dass es immer mehr würden, weil es immer mehr Restaurants gäbe. Recht unvermittelt sagt er dann mit leicht gesenkter Stimme, obwohl weit und breit niemand in Hörweite ist, *il futuro è giallo*, die Zukunft ist gelb. Dabei rollt er ein wenig bedrohlich mit den Augen. Was er damit meinte, wurde mir schon klar, bevor Chem-China die Kontrolle bei Pirelli übernahm und Herr Berlusconi seine mailändische Fußballmannschaft für

520 Millionen Euro nach China verkaufte. Die chinesische Präsenz in Norditalien ist spürbar geworden, auch in Venedig.

Nach China gingen Venezianer seit Marco Polos Zeiten, um ihren Reichtum und den der Stadt zu mehren. Dass Chinesen nach Venedig kommen, ist relativ neu. Aber sie kommen in großer Zahl, sei es in ähnlicher Absicht, sei es, um Geld auszugeben. In letzterem Fall sind sie sehr willkommen. So wuchsen die chinesischen Direktinvestitionen in Italien von Null Komma ... im Jahre 2000 auf 20 Milliarden Euro 2016. Dazukommen viele Milliarden Euro, die chinesische Touristen jährlich im Land ausgeben. Dann sind da aber auch noch die Chinesen, die weniger Geld ausgeben als verdienen wollen, und sie werden nicht von jedem gern gesehen. Dabei muss die Rede von der gelben Zukunft alle, deren Gedächtnis nicht sehr kurz oder selektiv ist, an den Diskurs erinnern, der Japans Vordringen unter die Wirtschaftsgroßmächte der Welt in den 1970er und 80er Jahren begleitete. Entsprechend bemerkt der Wirtschaftswissenschaftler Stefano Bartolini:

Die Rhetorik der Globalisierung, die uns ein chinesisches Proletariat, das bereit ist, sein Leben für einen Hungerlohn in einer Fabrik (arbeitend, essend und schlafend) zu verbringen, als unseren direkten Konkurrenten präsentiert, der uns zugrunde richten wird, wenn wir unsere Bedürfnisse nicht den seinen anpassen, ist für Erwachsene so etwas wie eine Gruselgeschichte für Kinder. Es ist eine Lüge ohne jegliche Grundlage, was all denen besonders deutlich sein sollte, die wie ich genug gesehen haben, um zu wissen, dass in den Achtzigerjahren eine identische gelbe Bedrohung in Bezug auf Japan an die Wand gemalt wurde.<sup>44</sup>

Bezüglich des rassistischen Untertons, der den Diskurs über Chinas heutigen Anspruch auf einen Platz an der Sonne in Europa kennzeichnet, hat Bartolini recht und auch bezüglich des Vergleichs mit Japan. Einen Unterschied gibt es dennoch. Über die japanischen Ameisen<sup>45</sup>, die in Kaninchenställen<sup>46</sup> lebten, äußerten sich Politiker und Meinungsmacher zwar in der gewohnten Diktion der gelben Gefahr, aber die europäischen Industrien machten die Japaner von zuhause aus kaputt. Eine nennenswerte japanische Immigration nach Europa gab es nie. Demgegenüber kommen heutzutage chinesisches Kapital und chinesische Arbeitskräfte gleichzeitig nach Europa.

---

<sup>44</sup> Stefano Bartolini, *Manifesto per la felicità*, Mailand, 2012, S. 141.

<sup>45</sup> Die französische Premierministerin Édith Cresson sprach von „gelben Ameisen, die darauf aus waren, die Welt zu erobern“, *The Mainichi Daily News*, 21. Juni 1991.

<sup>46</sup> Dass die japanischen „Workaholics in Kaninchenställen leben“, war in den 1980er Jahren ein geflügeltes Wort in Europa, das offenbar auf einen Bericht des Generaldirektors für Auswärtige Beziehungen der EU aus dem Jahre 1979 zurückgeht.

Die Chinesen sind die jüngste und schnellst wachsende Zuwanderergruppe in Italien. In Venedig sind sie noch nicht so zahlreich wie in Prato, wo sie mittlerweile 20 Prozent der Bevölkerung stellen, was von den einen begrüßt und von den anderen verdammt wird. Edoardo Nesi, ein Industrieller, dessen traditionsreiche Tuchfabrik der chinesischen Konkurrenz nicht standhalten konnte, beschreibt in seinem autobiographischen Roman die harten Folgen des Niedergangs seines Unternehmens für die Belegschaft.<sup>47</sup> Das Buch wurde zum Bestseller, der nicht nur das allgemeine Publikum beschäftigte, sondern auch von Ökonomen zur Kenntnis genommen wurde, die sich mit den Vor- und Nachteilen des Vordringens der Chinesen auf den italienischen Markt als Beispiel der wirtschaftlichen Globalisierung beschäftigen.

Auch in Venedig wird die chinesische Präsenz zusehends stärker. Manche sehen darin eine Bedrohung, andere aber einen Segen, denn Venedig, insbesondere der historische Stadtkern, hat ein Bevölkerungsproblem. Zu Marco Polos Zeiten zählte Venedig mit seinen 120.000 Einwohnern zu den größten Städten Europas. Heute gibt es nur noch weniger als halb so viele Venezianer. Der Apotheker Morelli, auf dessen Geschäft am Campo San Bartolomeo der Lebemann Carlo Goldoni breit lächelnd vom Sockel seines Bronzedenkmals herabblickt, findet das nicht nur besorgniserregend, er will auch etwas gegen den Bevölkerungsschwund tun, zumindest indem er seine Mitbürger darauf aufmerksam macht. Im Schaufenster der Apotheke läuft eine digitale Anzeigetafel mit der aktuellen Bevölkerungszahl. Darüber ist eine kleine analoge Liste angebracht, die den demographischen Wandel nachzeichnet: 1750 hatte Venedig 140.000 Einwohner, 1991 noch 76.644, um nur ein Jahrzehnt später weiter um 10.000 Einwohner auf 65.695 geschrumpft zu sein. Und dieser Trend setzt sich bedauerlicherweise fort, da die Geburtenrate in der Provinz Veneto ebenso wie in Venedig die Sterberate beständig unterschreitet. Hinzukommt die fortschreitende Abwanderung junger potenzieller Steuerzahler, die ihr Glück mangels Arbeit in Venedig andernorts suchen.

| Venedig      | 2009 | 2010 | 2011 | 2012 | 2013 |
|--------------|------|------|------|------|------|
| Geburtenrate | 9.0  | 8.8  | 8.8  | 8.4  | 7.8  |
| Sterberate   | 9.8  | 10.0 | 9.9  | 10.4 | 10.5 |

Tabelle 7. Geburten- und Sterberate Venedigs je 1000 Bevölkerung (Quelle: Istat)

---

<sup>47</sup> Edoardo Nesi, *La storia della mia gente. La rabbia e l'amore della mia vita da industriale di provincia*, (Die Geschichte meiner Leute. Wut und Liebe meines Lebens als provinzieller Industrieller), Mailand: Bompiani.

Der wohlgemeinte Appell des Apothekers an seine Mitbürger hat zwar ein Echo in der Bewegung #Venexodus gefunden, die sich dafür einsetzt, dass Venedig kein zweites Pompei wird, nämlich „ein schönes steinernes Denkmal mit niemandem darin“<sup>48</sup>, aber unter den gegebenen Umständen wird er ohne Wirkung bleiben. Bevor sich die immer wieder geäußerte und gar nicht unbegründete Befürchtung bewahrheiten wird, dass Venedig in der Lagune versinkt, wird es mit einiger Wahrscheinlichkeit keine Venezianer mehr geben, die versuchen könnten, das zu verhindern. Es sei denn chinesische Venezianer und andere Zuwanderer. In Venedig zu leben, wird aber immer schwieriger, denn obwohl die Wohnbevölkerung schrumpft, gehen die Immobilienpreise nicht zurück; im Gegenteil, die Preise sind auf einem sehr hohen Niveau und steigen. In Venedig ist der Quadratmeter drei- bis viermal so teuer wie in Mestre, zwanzig Minuten über die Brücke mit der Straßenbahn. Markt ist Markt. Den romantischen Traum von einer Wohnung in Venedig erfüllen sich viele reiche Leute, wodurch sie die Preise so in die Höhe treiben, dass der Immobilienmarkt für die einheimische Bevölkerung mit durchschnittlichen Einkommen praktisch unzugänglich wird. Eine 35-Quadratmeter-Wohnung für 197.000 Euro preist der Makler an der Ecke an: Ideale Investition, steht auf der Anzeige im Fenster.

Das hat außerdem zur Folge, dass in Venedig immer sehr viele Wohnungen leer stehen und dass auswärtige Studenten es sich nicht leisten können, in Venedig zu wohnen. Das ist misslich, denn die Ca' Foscari zelebriert, wie erwähnt, Weltoffenheit, und ihr ehrgeiziger Rektor Michele Bugliesi, ein angesehener Informationswissenschaftler, ist der Meinung, dass er diese in Zeiten der Globalisierung weiter verstärken muss. Er will den akademischen Austausch fördern, indem er einerseits mehr Möglichkeiten schafft, Studenten ins Ausland zu schicken und andererseits mehr ausländische Studenten nach Venedig holt. Die Zielvorgabe für 2020 ist eine Verdoppelung ihres prozentualen Anteils an der Studentenschaft von gegenwärtig knapp fünf auf 10 Prozent. Um das möglich zu machen, baut die Universität Studentenwohnheime, was sicher hilfreich ist. Man fragt sich aber trotzdem, wo die ausländischen Studenten denn herkommen sollen. Die Antwort auf diese Frage erhalte ich „vom Rektor direkt“, so heißt der Newsletter, den er regelmäßig per Email an die Universitätsangehörigen verschickt.

Sie sollen aus Suzhou kommen. Da ist der Rektor nämlich gerade, um das Ca' Foscari Suzhou Office at Suzhou University einzuweihen, die erste

---

<sup>48</sup> VT Cronaca, 12. November 2016, Venexodus, un grande corteo per chiedere di fermare lo spopolamento di Venezia. <http://www.veneziatoday.it/cronaca/venexodus-corteo-spopolamento-12-novembre-2016.html>

Vertretung der Universität von Venedig im Ausland. Gleichzeitig zeigt die Scuola Grande di San Marco im Foyer des grandiosen Renaissancepalasts, der heute als Eingang des Krankenhauses San Giovanni e Paolo dient, eine Ausstellung der Stadt Suzhou über chinesische Medizin. Die symbolische Bedeutung beider Ereignisse kann niemand übersehen. An das historische Erbe anknüpfend, verbindet Suzhou und Venedig seit 1980 eine Städtepartnerschaft, eine etwas ungleiche Partnerschaft allerdings, denn Suzhou ist nach Bevölkerung etwa 160-mal so groß wie Venedig. Drastische Größenunterschiede kennzeichnen auch das Verhältnis zu andern Schwesterstädten der Serenissima, insbesondere zu St. Petersburg (seit 2013) und zu Venedigs alter Rivalin im Mittelmeer, Istanbul (seit 2007) (die meine dort geborene Großmutter freilich nie anders nannte als Konstantinopel). Heute ist die Stadt am Bosphorus noch um ein Drittel größer als Suzhou, und hier wie dort ist die Städtepartnerschaft offenkundig nur der Geschichte geschuldet, weshalb sonst sollten Zehnmillionenmetropolen Beziehungen mit einem Dorf an der Adria pflegen, das man geruhsamen Schrittes in einer Stunde durchqueren kann?! In Suzhou gibt es mehr Lehrer und Lehrerinnen, als Venedig Einwohner hat. Wegen der vielen Kanäle und Brücken wird die Boom-Stadt zwischen Yangtse und Taihu-See oft Venedig des Ostens oder Chinas Venedig genannt. Das Umgekehrte, Suzhou des Westens, habe ich noch nie gehört und käme als Bezeichnung für Venedig wohl auch kaum jemandem in den Sinn, denn, so wenig plausibel es auch sein mag, die Welt ist immer noch sehr eurozentrisch. Eingeschliffene Vorstellungen sind oft von längerer Dauer als Fakten.

Nach Prokopfeinkommen liegen Venedig und Suzhou ungefähr gleichauf, aber die Stadt am Yangtse wächst, während die in der nordadriatischen Lagune schrumpft. Suzhou schreibt schwarze Zahlen, Venedig rote und schleppt eine Schuldenlast von 1200 Euro pro Einwohner vor sich her. Die Bevölkerung Suzhous wuchs seit 1990 um mehr als 5 Prozent jährlich. Im gleichen Zeitraum betrug das Bevölkerungswachstum Venedigs minus 14 Prozent. Die demographische Entwicklung im Mikrokosmos der beiden Städte widerspiegelt die ihrer Länder. Beiden gemein ist, dass die Bevölkerungsdynamik schon lange Gegenstand der Politik ist, wenn auch unter umgekehrten Vorzeichen: Hier nimmt die Bevölkerung zu stark zu, dort geht sie zu sehr zurück. Das sozial- und bevölkerungspolitische Puzzle-Spiel ist auf der einen Seite nicht einfacher als auf der anderen, denn eine stabile Bevölkerung, mit der man über Jahrzehnte rechnen könnte, kommt auf quasi-natürliche Weise ebenso wenig zustande wie durch sozialpolitische Steuerung. Das Ziel der Ein-Kind-Politik hat Venedig erreicht, ohne es sich gesetzt zu haben; der Markt hat alles geregelt. Und Suzhou hat trotz Ein-Kind-Politik eine Bevölkerungsexplosion erlebt, auch hier im Zuge des

Triumphs des Marktes, der die Urbanisierung vorantreibt. Der Markt liefert Suzhou gegenwärtig einen Bevölkerungsbonus (d. h. eine relativ jungen Bevölkerung), der für den Aufbau eines modernen sozialen Sicherungssystems bitter nötig ist, mit dem aber schon sehr bald nicht mehr gerechnet werden kann. Venedig hingegen hat mit einem Bevölkerungsmalus (d. h. einer relativ alten Bevölkerung) zu kämpfen, der das Sicherungssystem aus dem Gleichgewicht gebracht hat und eine Reformulierung des sogenannten Generationenvertrags erforderlich macht.

Venedig müsste also froh sein, wenn die chinesische Schwesterstadt ihr etwas von ihrem Bevölkerungsüberschuss abgäbe. Das zu propagieren, traut sich jedoch niemand, denn da kommt die sog. „Identität“ dazwischen, die alle für sich reklamieren, die sonst nicht wissen, wohin mit ihrem Hass und ihrer Unzufriedenheit. Statt Migranten, die arbeiten, Steuern zahlen und die Sozialkassen auffüllen wollen, mit offenen Armen aufzunehmen, werden sie als Bedrohung einer nebulösen Identität (auf Deutsch: Leitkultur), wenn nicht gleich der inneren Sicherheit auf Abstand gehalten. Aus Angst vor rechten identitären Stimmenfängern wagt kein Politiker, offen für den Aufbau einer chinesischen Kolonie an der adriatischen Küste einzutreten, die auf lange Sicht dem Wohlstand Italiens zugutekäme. Man muss die Kirche im Dorf lassen (und dort keinen Tempel errichten), schließlich sind Kolonien ein europäisches Vorrecht. Stattdessen also Reformen und nochmals Reformen, um Bevölkerung und Sozialkassen wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Allein, auch wenn die Politik nach Reformen ruft, scheint ihr Einfluss auf die Entwicklung sehr begrenzt zu sein, was, wie Wolfgang Streeck es formuliert, daran liegt, dass heute „Märkte nicht mehr in Staaten, sondern Staaten in Märkte eingeschlossen sind“<sup>49</sup>, was wiederum einer der Gründe für die oben angesprochene „Demokratiemüdigkeit“<sup>50</sup> ist, die japanische ebenso wie italienische Jugendliche befallen hat.

---

<sup>49</sup> Wolfgang Streeck, 2017. Die Wiederkehr des Verdrängten als Anfang vom Ende des neoliberalen Kapitalismus. In: Die große Regression. Eine internationale Debatte über die geistige Situation der Zeit. Berlin: Suhrkamp, S. 253.

<sup>50</sup> Arjun Appadurai, 2017. Demokratiemüdigkeit. In: Die große Regression. Eine internationale Debatte über die geistige Situation der Zeit. Berlin: Suhrkamp, S. 17.

## 19 SAN SEBASTIANO 14

Heute ist Pakistan-Tag, morgen ein arabisches Festival und übermorgen die „Drehscheibe der Kulturen“ mit einem großen Literaturfest; alles Maßnahmen, die die Welt nach Venedig bringen. Jede einzelne erinnert an die wichtige und schwierige Aufgabe des Übersetzens. Sich ihr zuzuwenden, gibt Furuichis Text heute wieder Anlass.

Es geht noch einmal um die Jugendlichen, die sich selbst genug sind. Der Abschnitt heißt: „Von Abgeschiedenheit zu Begeisterung“. So würde ich die Überschrift jedenfalls übersetzen. Die Studenten haben damit Schwierigkeiten, die verständlich, aber gar nicht so leicht zu erklären sind, denn dieses winzig kleine Textstück exemplifiziert eine ganze Reihe von Merkmalen, die das Übersetzen zu einer mehr als mechanischen Aufgabe machen. Um die Schwierigkeiten Lesern begreiflich zu machen, die die japanische Sprache nicht kennen, habe ich die Wörter so auseinandergezogen, dass sie mit der Transliteration in lateinischer Schrift in der zweiten Zeile und der wörtlichen Bedeutung in der dritten korrespondieren.

村々      から      ムラムラ      へ  
Muramura    kara    muramura    he  
Dorf Dorf    von    Begeisterung    nach

|    |              |      |
|----|--------------|------|
| 村  | mura         | Dorf |
| 々  | Wiederholung |      |
| ム  | mu           |      |
| ラ  | ra           |      |
| から | kara         | von  |
| へ  | he           | nach |

Abbildung 15. Mura mura suru

Was unmittelbar ins Auge springt, ist, dass verschiedene Zeichen der ersten Zeile in der zweiten gleich transliteriert werden: *muramura*. Das ist ein bisschen so wie *Weise* und *Waise* oder *Ferse* und *Verse*: gleiche Aussprache, unterschiedliche Orthographie, unterschiedliche Bedeutung. Aber nur ein bisschen so, denn *Weise* und *Waise* und *Ferse* und *Verse* werden ja alle gleichermaßen mit dem lateinischen Alphabet geschrieben. Demgegenüber wird für das erste *muramura* ein chinesisches Zeichen und ein Wiederholungszeichen verwendet, während das zweite mit japanischen Zeichen geschrieben ist, deren jedes für eine Silbe steht: mu-ra-mu-ra. Dieser typographischen Differenzierung entspricht im Italienischen (oder in

irgendeiner europäischen Sprache) nichts, denn in Europa wird heutzutage eine einzige Schrift für alles benutzt. Zum Beispiel schreibt man nicht etwa griechische Lehnwörter wie ξενοφοβί mit dem griechischen Alphabet (wie man es noch im Mittelalter tat), sondern lateinisch: Xenophobie.

Hinzukommt, dass der Unterschied zwischen den beiden *muramura* nicht nur ein typographischer ist. Chinesische Zeichen stehen für Wörter, haben also eine Bedeutung. Die Silbenzeichen hingegen haben für sich genommen keine Bedeutung. Das chinesische Zeichen *mura*, das erste in der ersten Zeile, bedeutet Dorf. Jedes einzelne der vier Silbenzeichen des zweiten *muramura* bedeutet nichts, ebenso wie einzelne Buchstaben oder Buchstabengruppen nichts bedeuten. Vielmehr baut man aus ihnen Wörter zusammen. Die Verdoppelung der Silben ist ein charakteristisches Merkmal vieler Wörter, die einen besonderen Teil des japanischen Lexikons ausmachen, der so umfangreich ist, dass es eigens Wörterbücher für diese lautmalerischen bzw. mimetischen Ausdrücke gibt. Strukturell weisen sie praktisch alle eine phonetische Reduplikation auf. Im Italienischen wie auch im Deutschen gibt es solche Wörter auch, sie haben jedoch größtenteils slang- oder kindersprachlichen Charakter, *tut-tuut*, *sum-sum*. Im Japanischen gehören sie zum allgemeinen Sprachgebrauch. Auch hier also eine Eigenheit, die sich durch Übersetzung kaum vermitteln lässt.

Wenn man die Überschrift vorliest, hört sich das so ähnlich an, wie man es der Transliteration entnehmen kann: *muramura kara muramura e*. Ein Teil der Bedeutung erschließt sich also nur aus der schriftlichen Form. Gelegentlich kommt das auch in alphabetschriftlichen Texten vor (ich habe liebe Genossen oder Liebe genossen), ist im Japanischen aber sehr viel häufiger. Das Verhältnis zwischen geschriebener und gesprochener Sprache ist ein anderes, weswegen auch das Übersetzen ein durchaus anderer Vermittlungsprozess ist, je nachdem ob sich die beiden Sprachen derselben oder zwei verschiedener Schriften bedienen. Kaum etwas zeigt so deutlich wie die Differenz der Schrift, dass es beim Übersetzen aus dem Japanischen nicht nur um eine Korrespondenz zwischen Sprache und Sprache geht, sondern um eine solche zwischen zwei sehr verschiedenen Kulturkreisen.

Was hat es nun damit auf sich, wollen die Studenten wissen, dass *Furuichi* in der Überschrift des Abschnitts zwei gleichlautende aber nicht gleich geschriebene Wörter verwendet? Aus den Fürwörtern „von“ und „nach“ muss man schließen, dass mit beiden Verschiedenes gemeint ist. *Furuichi* spielt also mit dem Gleichklang der Wörter, und das ist wiederum etwas, was bei Übersetzungen nur in Glücksfällen nicht verloren geht.

Wir können *muramura* im mimetischen Wörterbuch nachschlagen. Dort finden wir Beispielsätze wie,

Ich dachte, gegen den will ich nicht verlieren, und da ergriff mich (*muramura*) der Kampfgeist.

Ein mörderischer Drang packte mich (*muramura*), und ohne nachzudenken griff ich nach dem Messer.

Bei so einer autoritären Haltung gehe ich sofort (*muramura*) in Opposition, und dann gibt ein Wort das andere.

Und als Erklärung heißt es dort: ein starker Impuls, ein plötzlich aufwallendes Gefühl, etwas tun zu wollen.

Ein bisschen hilft uns das weiter, aber wie „Dorf“ und „ein plötzlich aufwallendes Gefühl“ zusammenkommen, ist noch nicht erkennbar. Die wortspielerische Überschrift kann man tatsächlich erst adäquat übersetzen, wenn man den ganzen Abschnitt gelesen hat. Insofern erfüllt sie nicht ganz die Funktion einer Überschrift, die ja auf den Inhalt vorbereiten soll. Aber sie macht immerhin neugierig.

In dem Abschnitt befasst sich Furuichi mit dem sozialen Alltagsleben der Jugendlichen und schreibt darüber:

Die jungen Leute leben wie in einer Dorfgemeinschaft (*mura*), wo sie sich vor allem um ihre Freunde und Kameraden kümmern. Aber dieses dörfliche Leben geht nicht endlos so weiter.

Zunächst einmal sind Gruppen von „Freunden“ und „Kameraden“ im Unterschied zu solchen, die auf einer rechtlichen Basis stehen wie Familie und Firma, sehr zerbrechlich. Außerdem verursacht das Zusammensein tagein, tagaus immer mit denselben Freunden u. U. ein Gefühl des Eingesperrtseins und der Langeweile.

Das Lied „Seasons“ von Ayumi Hamayaki (22) bringt die Seelenlage solcher jungen Leute gut zum Ausdruck.

Während ein Tag wie der andere verging, empfand ich, dass mir irgendetwas fehlte  
Und fand mich damit ab, dass das an den unnatürlichen Zeiten  
liegt (in denen wir leben).<sup>51</sup>

Um die Haltung der Jugendlichen zu beschreiben, benutzt Furuichi noch eine andere in Japan gängige Metapher, die an die Galapagos-Inseln erinnert: das Inseluniversum. Abgeschieden von der Welt der „Erwachsenen“ leben sie da vor sich hin, wie auf einem anderen Planeten. Sie reagieren damit auf die Unwägbarkeiten der von dem Pop-Sternchen Ayumi Hamayaki als solche diagnostizierten „unnatürlichen Zeiten“. Dieser

---

<sup>51</sup> Furuichi, a. a. O., S. 144.

Zustand existenzieller Ungewissheit lässt an Zygmunt Baumanns „flüchtige Zeiten“<sup>52</sup> denken und somit daran, dass wir es hier nicht mit dem saisonalen Modetrend eines Landes, sondern mit einer globalen Befindlichkeit zu tun haben. Die Jugendlichen klammern sich an ihre Freunde, weil sie in einer Gesellschaft der Deregulierung und Präkarisierung, regiert von einer Regierung, in die sie kein Vertrauen haben, wenig Anderes finden, das ihnen Halt bietet. Ihre dörfliche Abgeschlossenheit sind sie zwar in gewisser Weise zufrieden, gleichzeitig beschleicht sie jedoch ständig ein Gefühl der Leere, dass sie irgendetwas unternehmen wollen, aber nicht wissen, was.

Weshalb, fragt Furuichi,

nimmt das soziale Engagement der Jugendlichen nach den Statistiken nicht in dem Maße zu, wie die von ihnen bekundete Bereitschaft dazu? Weshalb geht ihre Wahlbeteiligung immer weiter zurück?

Die Antwort ist, dass sich für die meisten kein attraktiver und leicht verständlicher Ausweg aus dem alltäglichen Gefühl des Eingesperrtseins (*muramura*) auftut. „Ich will irgendetwas tun“, „so geht’s nicht weiter“, sagen sie, aber wie sie das anstellen sollen, wissen sie nicht. Wenn es einen offensichtlichen Ausweg gäbe, der sie begeistert (*muramura*), würden sie ihn gerne einschlagen.

Wenn irgendetwas Ungewöhnliches in die Abgeschlossenheit ihres Dorflebens (*muramura*) einbricht, stürzen sie sich mit Begeisterung (*muramura*) darauf.<sup>53</sup>

Hier kommen, was die Studenten zunächst verwirrte, die beiden *muramura* wiederholt vor und schließlich nebeneinander in einem Satz, aus dem wir ableiten können, wie die Überschrift des Abschnitts am besten zu übersetzen ist: „Von Abgeschlossenheit zu Begeisterung“. Das Wortspiel bleibt auf der Strecke, aber im Zweifel ist der Sinn dann wichtiger. Das Lebensgefühl der Jugendlichen ist durch Unsicherheit gekennzeichnet, weswegen sie Abstand von der Gesellschaft halten und hauptsächlich miteinander im engsten Freundeskreis umgehen. In dieser „dörflichen Abgeschlossenheit“ schlummert aber der Wunsch, sich für etwas einzusetzen, wenn sich denn etwas Überzeugendes anbietet.

Als Exempel, das seine These von der gehemmten Bereitschaft zum Engagement der Jugendlichen, die nur auf einen Impuls warten, bestätigen soll, führt Furuichi die Katastrophe vom 11. März 2011 an. Das Erdbeben und die ihm folgende Flutwelle übertrafen alles, woran sich auch die

<sup>52</sup> Zygmunt Bauman, *Liquid Times. Living in an Age of Uncertainty*. Cambridge.

<sup>53</sup> Furuichi, a. a. O., S. 146.

ältesten Menschen erinnern konnten, und zu der Verwüstung eines 500 kilometerlangen Küstenstreifens kam noch der Reaktorunfall in Fukushima. Ein nationaler Notstand, wie es ihn schon lange nicht mehr gegeben hatte.<sup>54</sup> Viele Jugendliche, die Furuichi im März und April 2011 interviewte, bekannten, dass sie zum ersten Mal nicht nur ein unbestimmtes Gefühl hatten, etwas tun zu müssen, sondern auch tatsächlich etwas taten und dass ihnen das Erfüllung und Anerkennung bescherte.<sup>55</sup>

Sie sammelten Spenden, richteten Webseiten zum Informationsaustausch ein, und Tausende meldeten sich freiwillig als Helfer, um ins Katastrophengebiet zu gehen und dort Hand anzulegen. Das plötzlich über andere hereingebrochene Unglück war der Impuls, der sie aus der Lethargie ihres „Dorfes“ herausholte und ihnen das Gefühl gab, zu einer größeren Gemeinschaft zu gehören. „Das hört sich zwar gefühllos an“, schreibt Furuichi, „aber für sozial orientierte Jugendliche war das Erdbeben das, worauf sie gewartet hatten. ‚Jetzt haben wir einen Grund, zusammenzustehen‘, sagte ein Student ohne Umschweife.“<sup>56</sup>

Es hört sich in der Tat gefühllos an, aber Furuichis Analyse ist plausibel. Die nach innen gekehrte Haltung, die er beobachtet, ist die Haltung der Jugend einer saturierten Gesellschaft auf dem Abstieg, die nicht mehr die vielversprechenden Chancen der Verbesserung ihres Lebens sieht, die ihre Eltern sahen, als sie jung waren. Es ist eine Gesellschaft, die unter einem Insularitätstrauma leidet, in der sich aber ähnliche Entwicklungen bemerkbar machen wie in anderen spätkapitalistischen Gesellschaften. Die Vereinzelung schreitet schon aufgrund der Bevölkerungsentwicklung voran, die Mitgliedschaft in generationenübergreifenden Körperschaften wie Parteien, Gewerkschaften und religiösen Vereinigungen geht zurück, weil alles, was relevant ist, kommerzialisiert ist und für jeden Einzelnen über den Markt geregelt wird. Neue Formen der Sozialisierung entstehen über die sozialen Netzwerke, die jedoch ebenso abstrakt wie ephemere und unverbindlich sind. Die Zunahme irregulärer und prekärer Beschäftigungsverhältnisse macht es für immer mehr junge Menschen unmöglich, in Arbeit etwas Anderes zu sehen als Broterwerb. Während die Väter (mehr als die Mütter) für die Firma lebten, wo sie etwas erreichen, sich beweisen und Anerkennung finden konnten, warten die Jugendlichen auf eine derartige Gelegenheit.

Das Große Ostjapanische Erdbeben wurde von vielen Jugendlichen als eine solche wahrgenommen, und führte zu einer Welle gemeinschafts-

---

<sup>54</sup> Florian Coulmas, Judith Stalpers, Fukushima. Vom Erdbeben zur atomaren Katastrophe. München: C. H. Beck, 2011.

<sup>55</sup> Furuichi, a. a. O., S. 270f.

<sup>56</sup> Furuichi, a. a. O., S. 279.

gerichteter Hilfsbereitschaft und einem „Japan-Boom“, der nach Furuichis Ansicht, was die Jugend betrifft, jedoch nicht als Zeichen eines neuen Nationalismus zu verstehen sei. „Japan“ bliebe für die Jugend etwas ihr äußerliches, was sich nicht zuletzt daran zeige, dass in der Folge der Katastrophe die Anti-Atom-Bewegung vermehrt Zulauf von der Jugend bekam (während die Japan repräsentierende Regierung an ihrem Nuklearprogramm festhielt). Demonstrationen, auf denen man kleine Kinder sieht und Transparente, auf denen steht „Ich möchte gern Spinat essen“ oder „Zeitalter der Stromerzeugung im eigenen Körper“ muteten gar nicht wie Japan an, zitiert er engagierte Jugendliche.<sup>57</sup> Nicht Nationalismus war die Motivation ihres Engagements, sondern der Wunsch, anderen Menschen beizustehen.

Die venezianischen Studenten können das leicht nachvollziehen. Ein wenig überrascht sind sie nur davon, dass Furuichi in diesem Zusammenhang überhaupt von Nationalismus spricht. Auch bei dem schweren Erdbeben am 24. August 2016 in Amatrice hätten viele Jugendliche als Freiwillige geholfen. Solidarität, gewiss, aber an Nationalismus hätte da niemand gedacht.

Die Zeit ist um. Nächstes Mal mehr über die Seelenlage der japanischen Jugend.

---

<sup>57</sup> Furuichi, a. a. O., S. 280.



Abbildung 16. Wer Freunde hat, wird niemals sterben

## 20 AUF DEM WEG ZUR WAHRHEIT

An einer Mauer um die Ecke vom Philosophischen Seminar steht in großen Lettern, *chi ha compagni non muore mai!* „Wer Freunde hat, wird niemals sterben.“ Über einen solchen enthusiastischen Ausdruck jugendlichen Optimismus können abgeklärte Empiriker auf der Grundlage überwältigender induktiver Evidenz nur melancholisch lächeln oder sich an Goethes unsterbliche Sentenz erinnern, die Unsterblichkeit sei nicht jedermanns Sache.<sup>58</sup> Was aus der Inschrift spricht, ist jedoch für das Lebensgefühl in diesen flüchtigen Zeiten bezeichnend. Worauf kommt es an? Was ist wichtig? Was bietet Halt, wenn so viel prekär und alles im Fluss ist?

Für die japanische Jugend sind es, wenn wir Furuichi glauben, die Freunde in ihrem „Dorf“. Der Graffiti-sprayer beim Philosophischen

---

<sup>58</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Der Großkophta*, 3. Akt, 9.

Seminar in Venedig hatte offenbar Ähnliches im Sinn. Als gesicherte Erkenntnis, die sich für die italienische Jugend verallgemeinern ließe, können wir das noch weniger betrachten als Furuichis Ausführungen über die auf sich selbst gerichtete japanische Jugend. Und doch ist die Inschrift Indiz einer Krise, die unsere Aufmerksamkeit beanspruchen kann.

Mein Kollege Giovanni, mit dem ich im Palazzo Vendramin dei Carmini das Zimmer teile, rät mir, dem Geklier nicht so viel Beachtung zu schenken. Hier tobten sich nur unerzogene Vandalen (*vandali non istruiti*) aus, was für eine Schande! Was die Schande und den Vandalismus betrifft, muss ich ihm recht geben, was die Beachtung betrifft aber nicht. Denn die vielen Graffiti in der Stadt sind beachtenswerte Daten für die Gesellschaftsanalyse, im Hinblick sowohl auf das Potenzial subkutaner Wut, die hier zum Ausbruch kommt, als auch auf die Inhalte, die verkündet werden. Auffällig ist der völlige Mangel an Ästhetik; auch Humor sucht man vergeblich. Da sind keine chaotisch angehauchten Buchstabenkünstler am Werk; vielmehr äußert sich hier Protest, der neben der verbalisierten Botschaft auch Empörung über die ungleiche Verteilung des Reichtums beinhaltet, indem er sich auf der Oberfläche privaten oder öffentlichen Eigentums manifestiert. Nicht auf Transparenten, Plakaten oder Bannern, sondern auf Mauern mit hässlichen schwarzen Textfetzen. Es ist der Protest einer bedrückten Jugend, denn die älteren Arbeitslosen laufen nicht nachts mit Sprühdosen durch die Straßen.

Im gegebenen Fall liegt hinter dem Bekenntnis zu den Freunden eine finstere Botschaft, die sich an die Studenten richtet und an alle anderen, die hier tagtäglich vorbeikommen; denn der da hingehauene Satz beinhaltet eine stillschweigende Drohung für alle, die in der so radikal individualistischen Gesellschaft das machen, was sie machen müssen, jeder für sich. „Warum ist alles so hart?“ fragte Matsuri, 24, in dem Abschiedsbrief an ihre Mutter. Und Michele (30) schrieb: „Ich bin die vergeblichen Mühen leid, bin die Bewerbungsgespräche als Grafiker, den niemand braucht, leid, bin es leid, Gefühle und Wünsche zu vergeuden. [...] Diese Generation wird sich dafür rächen, was man ihr genommen hat, das Glück.“

Matsuri wurde in Tokyo von Menschenchindern der Firma Dentsu mit 100 monatlichen Überstunden in den Tod getrieben. Am 25. Dezember 2016 nahm sie sich das Leben. Michele konnte die Arbeitslosigkeit nicht mehr ertragen und brachte sich am 7. Februar 2017 in Udine um. Zu viel Arbeit, um ein glückliches oder auch nur erträgliches Leben zu führen, die eine, zu wenig, der andere. So nimmt die Flexibilisierung der Arbeit in der neoliberalen Wirtschaftsordnung verschiedener Länder unterschiedliche Formen an. *Karoushi* bedeutet ‚Tod durch Überarbeitung‘. Seit den späten 1980er Jahren gehört das Wort zum japanischen Lexikon, und

nachdem viele Leidtragende darum vor den Gerichten gekämpft haben, fallen neuerdings auch durch übermäßige Arbeitsbelastung ausgelöste Selbsttötungen darunter. *Karoushi* war dann auch Matsuris offiziell anerkannte Todesursache. Für Italien konstatiert Signorelli: „Die Selbstmorde, die sich in den letzten Jahren häufen, sind der Krise des Arbeitsmarktes zuzuschreiben. [...] Und es ist wahrscheinlich, dass nicht alle Fälle als solche registriert und uns somit bekannt werden.“<sup>59</sup> In Italien ist Selbsttötung stark tabuisiert und stigmatisiert, und die Dunkelziffer ist dementsprechend hoch.

| Selbstmordrate | /100,000 Einwohner |
|----------------|--------------------|
| Japan          | 20,1               |
| Italien        | 8,0                |
| BRD            | 12,5               |

Quelle: Weltgesundheitsorganisation

[http://www.who.int/mental\\_health/prevention/suicide/suicideprevent/en/](http://www.who.int/mental_health/prevention/suicide/suicideprevent/en/)

Tabelle 8. Selbstmordrate

Matsuri und Michele, das sind traurige Einzelfälle, gewiss. In Japan und Italien wühlten sie dennoch die Öffentlichkeit auf und bekamen geradezu symbolischen Charakter, weil sie die Probleme einer Generation zuspitzen schienen, deren Mitglieder sich in Situationen allein gelassen fühlen, die sie allein nicht bewältigen können. Matsuri hatte, wonach viele ihrer Altersgenossen streben, eine Stelle in einer angesehenen Firma. Sie verdiente ihren Lebensunterhalt, aber um den Preis eines menschenunwürdigen Daseins. Michele teilte das Schicksal vieler seiner Altersgenossen, die vergeblich einen produktiven Platz in der Gesellschaft suchen. Er kämpfte nur noch ums materielle Überleben und sah sich ohne Anerkennung, ohne Chancen und ohne Zukunft. In beiden Fälle fehlte den Betroffenen Zeit für sich und für die Pflege sozialer Beziehungen sowie das Gefühl für die Sinnhaftigkeit ihres Tuns. Damit entsprechen sie den Erkenntnissen der Weltgesundheitsorganisation, die Überarbeitung und Unterforderung als wichtige Ursachen des weltweiten Anstiegs von Depressionserkrankungen diagnostiziert hat.<sup>60</sup>

---

<sup>59</sup> Signorelli, a. a. O., S. 80.

<sup>60</sup> Weltgesundheitsorganisation 2016, <http://www.who.int/mediacentre/factsheets/fs369/en/>

## 21 SAN SEBASTIANO 23

Seit 2005 richten allerlei Medien den Blick auf die „unglückliche“ und „bedauernswerte Jugend“. Die Zunahme nicht-regulärer Beschäftigung, zu Niedriglöhnen arbeitende *working poor*, der immer enger werdende Arbeitsmarkt und die Internet-Café-Flüchtlinge, die heutigen Obdachlosen, sind die Themen. Nun gibt es allerdings Daten, die diejenigen, die eine solche Vorstellung von der „unglücklichen Jugend“ hegen, überraschen werden.<sup>61</sup>

Das schreibt Furuichi in dem Abschnitt, den die Studenten für heute vorbereiten sollten. Was diejenigen, die über die unglückliche Jugend schreiben, überraschen werde, erklärt er so:

Anscheinend fühlen sich die jungen Leute glücklich. Mehrere Umfragen deuten darauf hin, dass viele Jugendliche mit ihrem Leben zufrieden sind. Im Vergleich zu den 1970er Jahren, als es den Jugendlichen gut ging; im Vergleich auch mit den 1980er Jahren, als die „neue Menschenrasse“ daherkam; und im Vergleich zu den 1990er Jahren, als die Seifenblase zwar geplatzt, man aber immer noch in Feierstimmung war, ist ihre Lebenszufriedenheit hoch. Nach der „Umfrage zu den Lebensverhältnissen der Bevölkerung“ des Kabinettsamts waren 2010 65,9 % der Männer und 75,2 % der Frauen zwischen 20 und 29 mit ihrem gegenwärtigen Leben zufrieden. Obwohl die soziale Kluft immer größer wird und man von der Jugend sagt, dass sie so unglücklich sei, sind doch rund 70 % der Jugendlichen in den Zwanzigern mit dem Leben zufrieden. Besonders die Lebenszufriedenheit der Männer ist im Laufe der letzten 40 Jahre um 15 Punkte gestiegen.<sup>62</sup>

Ob Glück etwas Universelles ist oder etwas Kulturspezifisches, ist eine interessante Frage, über die die Studenten auch sprechen wollen, aber zunächst bereitet der Text einige Schwierigkeiten. Die neue Menschenrasse, unter der sie sich nichts vorstellen können, ist, erkläre ich ihnen, der japanischen Vorliebe für Etiketten geschuldet. So, wie es seit einiger Zeit die *parasite singles* gibt, traten in den 1980er Jahren Jugendliche auf den Plan, die etwas andere Wertvorstellungen und Ideale hatten als ihre

---

<sup>61</sup> Furuichi, a. a. O., S. 127.

<sup>62</sup> Ebd.

Eltern und deshalb in den Massenmedien als neue Menschenrasse figurierten. Ähnlich verhält es sich mit den Internet-Café-Flüchtlingen und den working poor, erstere eine genuin japanische Erfindung, letztere aus den Vereinigten Staaten importiert. Die Internet-Café-Flüchtlinge, die Furuichi die Obdachlosen von heute nennt, betreten die Bildfläche mit den ersten 24 Stunden geöffneten Internet-Cafés, wo die Nacht zu verbringen billiger war als in einem Hotelzimmer und angenehmer als in einer Notunterkunft.

Wir reden also über soziale Fehlentwicklungen, über Not und Unglück, in einer Zeit, in der sich die Älteren noch an das große Glück erinnern, an das Glück jedenfalls, das sich pekuniär ermesen lässt. In den 1970er Jahren produzierte Japan nach den USA das zweitgrößte BIP der Welt, und Ende der 1980er Jahre erfreuten sich die Japaner des höchsten Prokopfeinkommens der Welt. Dann implodierte die spekulative Seifenblase, was zu einem Börsen-Crash führte, der wiederum eine Schuldenkrise nach sich zog. Es folgten die in Japan so genannten verlorenen Dekaden. Erst war es nur eine, inzwischen sind es mehr als zwei, und die Schuldenkrise ist zum Dauerzustand geworden. Japan ist mit weitem Abstand der höchstverschuldete Staat der Welt. Griechenland nimmt sich bescheiden aus daneben. Japanische Politiker betonen stets, dass die Staatsverschuldung kein großes Problem sei, weil die Gläubiger im Land und nicht auf den internationalen Finanzmärkten seien. Um Nachfrage zu schaffen, verfolgt die japanische Staatsbank seit Jahren eine Null-Zinspolitik und druckt immer mehr Geld, während die Regierung die Staatsverschuldung weiter in die Höhe treibt. Unterm Strich bedeutet das freilich nur, dass die Schulden sozialisiert werden, was vor allem die junge Generation treffen wird.

|              | <b>Staatsschulden als % des BIP 2016</b> |
|--------------|--|
| BRD          | 81,96                                    |
| Italien      | 126,97                                   |
| Griechenland | 158,54                                   |
| Japan        | 237,91                                   |

Quelle: Internationaler Währungsfonds, 2017

Tabelle 9. Staatsverschuldung

Furuichi findet es bemerkenswert, dass die jungen Leute mit ihrem Leben zufriedener sind, als es ihre Altersgenossen zu Zeiten bis dahin ungekannten Wohlstands waren, und er hat sicher recht damit, dass dieses Ergebnis verschiedener Umfragen viele Menschen überrascht. Vor allem muss es solche überraschen, die eine recht eindimensionale Vorstellung

von Glück haben. Furuichi gehört nicht unbedingt dazu, denn er weist darauf hin, dass diejenigen, die sich um die vermeintlich unglückliche Jugend sorgen, nämlich die mittleren Jahrgänge, die am meisten im Arbeitsleben eingespannt sind, selber in den Umfragen die niedrigsten Werte der Lebenszufriedenheit aufweisen.

Wenn wir Lebenszufriedenheit und Glück der verschiedenen Altersgruppen vergleichen, sind die Werte der „mittelalten“ Kohorten zwischen 40 und 59 am niedrigsten. Diejenigen, die sich sorgen, dass die „Jugend unglücklich ist“, sind also vor allem selber nicht glücklich.<sup>63</sup>

Weiterhin hebt Furuichi hervor, dass die Jugendlichen nicht so unglücklich sind, wie sie angesichts andauernder schlechter Konjunktur, ausbleibenden Wachstums und der Vergreisung ihrer Umgebung nach Auffassung „der Erwachsenen“ sein sollten. Denn auch wenn sie keine großen Träume haben, die Welt zu erobern, leiden sie keine materielle Not, leben in einer sicheren Gesellschaft mit einem gut funktionierenden Staat, und vor allen Dingen haben sie Freunde, die ihnen helfen, wenn sie Hilfe brauchen und mit denen sie, ohne große Sprünge zu machen, auf angenehme Weise ihre Zeit verbringen. Wer muss schon ein dickes Auto fahren oder nach Übersee reisen?! Eine Grillparty am Strand, das ist für sie der Inbegriff des Glücks.<sup>64</sup>

Japan steht heute anders da als vor einer Generation. Der Konsumrausch, der bis in die 1990er Jahre anhielt, ließ nur wenige kritische Stimmen lautwerden, die danach fragten, ob es außer Wachstum und materiellem Genuss nichts gäbe, was dem Glück der Menschen zuträglich wäre. Die Nachkriegsgeneration träumte von den drei „heiligen Schätzen“. In der japanischen Mythologie sind das die Throninsignien, Schwert, Spiegel und Juwel; aber in der Phase des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg und des Hochwachstums waren damit zunächst Ventilator, Reiskocher und Waschmaschine und in der Folge Farbfernseher, Klimaanlage und Auto gemeint. Sich diese Wünsche und dann die folgenden zu erfüllen, machte die Menschen glücklich. Jedenfalls waren viele bereit, das zu glauben. Durch eigene Anstrengung etwas zu erreichen und die Vorstellung, dass diese Möglichkeit jedem gegeben war, prägte die Stimmung im Land. Es ging aufwärts.

Heute sind das keine idealisierten und realisierbaren Ziele mehr, aber was ist an die Stelle der drei Schätze getreten? „Ohne Träume, mit wenig zufrieden, auf Bewahrung bedacht, das sind Japans Jugendliche heute“,

---

<sup>63</sup> Ebd.

<sup>64</sup> Furuichi, a. a. O., S. 367.

konstatiert der Familiensoziologe Masahiro Yamada.<sup>65</sup> Er erklärt das als Reflex der allgemeinen gesellschaftlichen Lage, die den Jugendlichen in Gestalt eines permanenten Stroms von Berichten über Alterung, Kinderarmut, Staatsverschuldung, Rentenkrise und andere negative Entwicklungen gegenübertritt, weswegen sie kein Vertrauen und keine Zuversicht haben. Dennoch betont auch Yamada, ebenso wie Furuichi, dass die Jugendlichen zufriedener sind als alle anderen Altersgruppen. Während ihre Eltern und Großeltern, als sie jung waren, weniger Grund hatten, mit ihren materiellen Lebensumständen zufrieden zu sein, aber die Hoffnung hatten, dass sich etwas zum Besseren wenden und sie etwas erreichen würden, ist die Jugend heute mit ihrem Leben zufrieden, scheint aber kein Ziel vor Augen zu haben und nur auf Bewahren aus zu sein.

Furuichi spricht in diesem Zusammenhang davon, dass die hohe Lebenszufriedenheit der Jugend vielleicht als eine Form der „Kultur der Armut“ zu verstehen sei.<sup>66</sup> Der amerikanische Kulturanthropologe Oscar Lewis<sup>67</sup> prägte diesen Begriff, um die Lebensweise und Verhaltensmuster in New Yorks puerto-ricanischen Elendsvierteln zu beschreiben: verbreiteter Analphabetismus, mangelnder Zugang zu den Institutionen des Sozialstaats, Verschuldung bei Pfandleihern, Arbeitslosigkeit, etc. Trotz dieses Elends am unteren Rand der sozialen Pyramide, das in einem reichen Land besonders augenfällig ist, schaffen sich die Betroffenen etwas Eigenes, das sie mit ihrem Dasein versöhnt. Die Lebensweise der heutigen japanischen Jugend mit der Kultur der Armut, wie Lewis sie beschrieb, zu vergleichen, scheint weithergeholt, und auch der Begriff der „Kultur der Beschränkung“ ist nicht wirklich passend. Er wurde von französischen Kritikern der Wachstumsideologie lanciert und in Italien aufgegriffen, um neue Lebensformen und Wertvorstellungen zu beschreiben.<sup>68</sup> Es handelt sich dabei um eine aktivere Suche nach Alternativen, als die passive japanische Jugend sie an den Tag legt. Beide Begriffe, „Kultur der Armut“ und „Kultur der Beschränkung“, beinhalten jedoch Gegenentwürfe zum ungehemmten Konsumismus, nach denen vor einer Generation noch weniger intensiv gesucht wurde als heute. Während Konsumverzicht den vielen, die in prekären Beschäftigungsverhältnissen arbeiten, aufgezwungen wird, ist er vor dem Hintergrund des gewachsenen Bewusstseins der prekären Umwelt zu einer Idee geworden, die in globalen Netzwerken propagiert wird. Weniger Konsum muss in einer

---

<sup>65</sup> Asahi Shinbun, 30.9.2016, S. 15.

<sup>66</sup> Furuichi, a. a. O., S. 150.

<sup>67</sup> Oscar Lewis, *La Vida: A Puerto Rican Family in the Culture of Poverty*. New York, 1966.

<sup>68</sup> Fistetti, a. a. O., S. 20.

saturierten Gesellschaft nicht unbedingt weniger Zufriedenheit bedeuten, was zum Teil daran liegt, dass sich Menschen eher mit ihresgleichen vergleichen als mit solchen, die in völlig anderen Verhältnissen leben. Die relevante Bezugsgruppe armer Puerto-Ricaner in New York waren zu Lewis Zeiten andere arme Puerto-Ricaner, und ähnlich verhält es sich mit japanischen Jugendlichen, deren Bezugsgruppe ihr „Dorf“ ist. Das macht die Parallele mit der Kultur der Armut verständlich, wenn auch nicht unbedingt richtig.

So wichtig die Bezugsgruppe ist, bestimmt sie die relative Lebenszufriedenheit der Einzelnen doch nur zum Teil. Die Behandlung anderer Faktoren müssen wir aber auf die nächste Sitzung vertagen.



Abbildung 17. Mauerrelief auf dem Weg zur Wahrheit

## 22 AUF DEM WEG ZUR WAHRHEIT

An einer Brücke zwischen der Christus-Gasse und der Mole des Beistands (Fondamenta Soccorso) steht ein Bettler. Buongiorno, Mistaa, sagt er mit leiser Stimme. Seine Kappe hält er wie eine offene Hand ausgestreckt vor sich. Außer der Kappe hat er nichts, keine Mundharmonika, kein Schild, kein Kunststück. Ich ignoriere ihn, denn er ist einer von Dutzenden, die sich zu den eingessenen Bürgern der Stadt gesellt haben. Wenn man sie jeden Tag an derselben Stelle trifft, wird man schnell gut im deliberativen Wegsehen. Der Bettler ist schwarz. Fast alle Bettler in Venedig sind schwarz. Es sind kräftige Männer zwischen 20 und 40. Schwarze Frauen, die betteln, sieht man nicht. Die Selfie-Stick-Händler und die Rosenverkäufer um die Restaurants am Abend sind braun und kommen dem Anschein nach aus Südasien. Aber die Bettler sind schwarz und verkörpern die Krise der Menschheit, die Papst Franziskus in seinen Ansprachen immer wieder beklagt.

Bettlern auf der Straße nichts zu geben, ist leicht und moralisch unanfechtbar zu begründen. In manchen Städten ist Betteln verboten. Obdachlosigkeit und Betteln werden vielerorts zu Recht oder zu Unrecht mit Alkoholismus und illegalem Drogenkonsum assoziiert. Die Autoritäten raten explizit davon ab, Bettlern etwas zu geben. In Italien ist das Betteln mit Kindern und Tieren gesetzlich untersagt, was jedoch keineswegs konsequent durchgesetzt wird. Betteln hat auch kulturelle Aspekte. In Armut von Almosen zu leben, ist in manchen Gesellschaften eher akzeptiert oder weniger anstößig als in anderen. Und in manchen ist die Illusion, jeder sei seines Glückes Schmied, stärker verwurzelt als in anderen und wird als Alternative zum Redistributionsstaat kultiviert. Warum tauchen Großstädte des reichsten Landes der Welt regelmäßig in Statistiken über Armut und die höchsten Obdachlosenzahlen auf – New York, Los Angeles, Washington, D. C.? Berechtigte Fragen, auf die es auch Antworten gibt, aber keine noch so triftige Rechtfertigung kann das ungute Gefühl verscheuchen, das sich aufdrängt, wenn man so hautnah auf der Straße mit dem Unterschied zwischen arm und reich konfrontiert wird wie an der Brücke in der Christus-Gasse. Da ein paar Brücken weiter der nächste Bettler steht, den ebenfalls alle Passanten ignorieren, ebbt dieses Gefühl auch nicht ab, sondern begleitet mich die ganze Strecke bis zur Universität. Heute habe ich gezählt, fünf auf meinem halbstündigen Weg.

Ich denke an Tokyo. In der Woche, die ich da war, kriegte ich keinen einzigen Bettler zu Gesicht; in den fünfundzwanzig Jahren, die ich dort lebte, nur selten. Die Stadtherren mögen keine Bettler. Bettelmönche werden geduldet. Es gibt nur sehr wenige. Im Bahnhof von Shinjuku, wo täglich mehr als eine Million Passagiere durchkommen, steht oft einer, der freilich mehr wie folkloristisches Dekor wirkt: ein ausladender Strohhut, der das Gesicht verbirgt, schwarze Mönchskutte, an den Waden geschnürte Hosen, weiße Tabi (Socken), Strohsandalen, alles pikobello. In der Hand hält er eine Schale, die auch als Glocke fungiert, mit der er gelegentlich auf sich aufmerksam macht. Der gehört da hin; ganz anders als der schwarze Bettler in der Christus-Gasse. Der Gedanke, dass der Bettelmönch in Shinjuku ohne Almosen vielleicht nichts zu essen hätte, kommt nicht auf. Eher scheint er eine allgemeine moralische Ermahnung zu verkörpern: Haltet inne in eurer Hast und eurer Konsumwut, auch hier, bei all dem Reichtum gibt es Not und Bedrängnis. Das Betteln in Venedig ist weniger theatralisch und geht mehr unter die Haut.

Wie wäre es, wenn jedes hundertste Buongiorno Mistaa/Capo/Signora einen Euro einbrächte oder 50 Cent, oder wenn man 365 oder 182 Euro und 50 Cent für die Bettler auf der Straße auf die Seite legte und dann Tag für Tag eine kleine Wohltat vollbrächte, um das Gewissen zu beruhigen? Oder wenn man beschließen würde, bei der nächsten Wahl für die Partei

zu votieren, die verspricht, mit wirtschaftlicher Zusammenarbeit und anderen Mitteln, die dem Staat zur Verfügung stehen, am meisten für die Umverteilung von Nord nach Süd zu tun. Oder wenn man nach Mali zöge oder nach Äthiopien. Könnte man dadurch einen Beitrag zum Kampf gegen die Armut leisten und dazu, dass sie sich nicht mehr auf den Straßen europäischer Städte manifestiert?

Das amerikanische Pew Research Center sagt, dass die Armut weltweit zurückgeht. Warum nimmt dann die Anzahl der Bettler augenscheinlich immer nur zu? Warum gerade in Venedig eine solche Konzentration? An der Brücke der Bettler (Ponte dei Mendicanti) beim Krankenhaus, im Norden der Stadt, in der Gemeinde der Heiligen Johannes und Paulus, stehen keine Bettler, weil hier kaum Touristen vorbeikommen. Wenn man hier die Bettler zählte, könnte man fast den Eindruck gewinnen, dass der Pew-Bericht recht hat.

Außer dem Pew-Bericht gibt es freilich auch noch den Bericht der britischen Wohlfahrtsorganisation Oxfam, nach dem 2016 ein Prozent der Weltbevölkerung die Hälfte des weltweiten Reichtums besaß, während rund 80 Prozent sich in nur 5,5 Prozent des Wohlstands teilten. Wer liest den Pew-Bericht, wer den Oxfam-Bericht? Und wer liest beide? Welche Wahrheit enthält der eine und welche der andere?

Die Allgegenwart der Bettler in Venedig beeinträchtigt die Lebenszufriedenheit gründlich, verkörpert sie doch unübersehbar den gravierendsten Missstand der heutigen Welt. Es gibt einige eingesessene Bettler, die durch das Netz des italienischen Sozialstaats gefallen sind. Sie sitzen bzw. knien gewöhnlich vor Kirchen. Die große Mehrheit der Bettler jedoch kommt offensichtlich aus Afrika, Venedigs Mohren von heute.

„Mohr“ sagt man nicht mehr. Politisch korrekte konfuzianische Wortklauberei würden das nicht durchgehen lassen, obwohl die Mohren wichtige Zeugen des multiethnischen und kosmopolitischen Charakters sind, der Venedig jahrhundertlang eigen war. Nicht nur den jüdischen Kaufmann situierte Shakespeare in Venedig, sondern auch Othello, den schwarzen Feldherrn der venezianischen Armee, der mit dieser seiner Profession zweifellos zur Oberschicht gehörte. Die Mohren spielten überall im Mittelmeer eine wichtige Rolle, auch in Venedig, und sie waren nicht unbedingt schwarz. So finden sich auf dem Feld der Mohren (Campo dei Mori) vier in Mauern eingelassene Statuen von Mohren. Sie tragen ausladende Turbane und wirken orientalisch, heißen aber nicht wegen ihrer Hautfarbe Mohren, sondern weil sie aus dem Despotat Morea auf dem Peloponnes stammten, das zur Zeit der Kreuzzüge zum Byzantinischen Reich gehörte. Auch Venedig hatte Besitzungen auf dem Peloponnes. Vermutlich gelangten die vier Mohren von dort nach Venedig, wo sie es zu Wohlstand brachten. Aber auch an schwarzen Mohren fehlte es

nicht. An prominentester Stelle erinnert an vier von ihnen eine Skulptur an der Fassade des Markus-Doms. Zu ihrer Herkunft gibt es verschiedene Theorien. Nach Marco Polo stammt sie aus der Kirche St. Sabba in der syrischen Stadt Arce (Akko), nördlich von Haifa im heutigen Israel, wo sowohl Genua als auch Venedig Besitzungen hatten. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts stritten beide ständig miteinander. Hier siegte Venedig und trug die Statue davon. Andere Quellen stützen die Annahme, dass die Plastik zum Beutegut gehörte, das die Venezianer nach der Plünderung Konstantinopels 1204 mit nach Hause nahmen.

Wie dem auch sei, auf Mohren, schwarze und weiße, mit und ohne Turban, stößt man an vielen Plätzen in der Stadt, wo Ortsnamen, Plastiken und Reliefs an ihre illustre Geschichte erinnern. Viele Berichte aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert sprechen von dem Völkergemisch, der kulturellen Buntheit, der sprachlichen Vielfalt, auf die man allenthalben in Venedig traf. Seit der erwähnten Plünderung Konstantinopels waren die Beziehungen zu Byzanz und dann zum Osmanischen Reich zwar oft gespannt, wenn nicht unfreundlich; das tat jedoch dem Aufblühen des Handels immer nur vorübergehend Abbruch. Reger Austausch und Zuwanderung von außen war die Norm, und Venedig bemühte sich immer darum, Neuankömmlinge aller Schichten ins Wirtschaftsleben der Stadt zu integrieren. Für Zugezogene, Individuen ebenso wie Gruppen, galten im Großen und Ganzen die gleichen rechtlichen und verwaltungstechnischen Regeln wie für die Einheimischen, was die gesellschaftliche Eingliederung erleichterte. Davon gab es nur wenige Ausnahmen, zu denen das Ghetto gehörte, in dem sich Ende des 15. Jahrhunderts nach ihrer Vertreibung aus Spanien viele Juden ansiedelten.

Wenn ich Richtung Universität am Fondamenta dei Ormesini über die Brücke gehe, komme ich durch das Ghetto. Shakespeare ließ hier den berühmteste Juden Venedigs, Shylock, agieren, eine synthetische Figur aus seiner Feder, die es aber gegeben haben könnte. Als er sie erfand, war das Ghetto schon fast hundert Jahre alt. Von Auseinandersetzungen mit dem Papst und Kaiser Maximilian I. war Venedig Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ernsthaft geschwächt, und viele venezianische Banken drohten so, wie manche italienische Banken heute, unter faulen Krediten zusammenzubrechen. Die Maßnahmen zur Bewältigung der bedrohlichen Finanzkrise beinhalteten auch einen Erlass, mit dem Juden das Recht auf permanente Niederlassung im Ghetto Novo gewährt wurde. Bürgerrechte genossen sie nicht, aber die Hoffnung war, dass sie Geld in die Stadt brächten.

Der Kaufmann von Venedig – heute eine Parfümerie in der Strada Nova, gar nicht weit vom Ghetto – spielte mit Realitäten der Zeit: der lebenswichtigen, ja, lebensbedrohenden Bedeutung von Kredit, der alltäglichen

Diskriminierung und dem Spannungsverhältnis zwischen Männerfreundschaft und heterosexueller Liebe, ein Gemisch, aus dem ein Dichter wie Shakespeare eine deftige Komödie schaffen konnte, die heute noch spielbar ist.

1541 wurde das Ghetto um das *Ghetto vecchio*, das Alte Ghetto, erweitert, das so hieß, weil dort die alte Gießerei war, nicht weil es älter war als das Neue Ghetto. Als Napoleon 1797 Venedig einnahm, wurden die Tore dieser Stadt in der Stadt verbrannt und die Institution des Ghettos aufgelöst. Heute hat das Ghetto vor allem touristischen Charakter mit ein paar Galerien, einem koscheren Restaurant, einem Museum und einer Synagoge. Die jüdische Gemeinde Venedigs zählt nicht mehr als 400 Personen, von denen weniger als zehn Prozent im ehemaligen Ghetto wohnen.

Die segregierte Residenzpflicht war eine Form der Diskriminierung, aber in jener Zeit weder ungewöhnlich, noch auf Juden beschränkt. Venedig war dessen ungeachtet immer recht integrationsfreudig und wusste die Qualifikationen der Migranten zum eigenen Vorteil einzusetzen. Zwar gab es bei jeder neuen Zuwanderungswelle Spannungen zwischen den Eingewohnten und den Neuankömmlingen, aber der Geist der Stadt als Ort der Begegnung und des Austauschs setzte sich immer wieder durch. Das Schwanken zwischen Aufnahmebereitschaft und Ausschluss, zwischen Willkommenskultur und Abwehrreflex ist auch heute in einer Zeit intensiver Bevölkerungsbewegungen fühlbar. Die Vernunft sagt, wenn die eingewohnte Bevölkerung schrumpft, können arbeitsfähige und -bereite Immigranten nur erwünscht sein, doch die Vernunft ist nicht für jeden immer gleich nützlich und wird zudem nicht selten von dem Gefühl, dass die anderen hier bei uns nichts zu suchen haben, konterkariert.

Mit einem Viertel seiner Einwohner über 65 und einem kontinuierlichen Bevölkerungsrückgang kann Venedig sich dieses Gefühl der Exklusivität nicht mehr leisten. Starke Kräfte stemmen sich auch dagegen, aber eine wirksame Strategie, um die jungen Männer, die jetzt rumstehen und betteln, ans Werk zu setzen, hat bisher niemand gefunden. Der Bürgermeister hat schon mehrfach versprochen, Venedig von Bettlern zu befreien, aber in einer Stadt, die vom Tourismus lebt, ist das ein hoffnungsloses Unterfangen.

Und warum sollen nicht auch die Touristen etwas von der Krise des Kapitalismus mitkriegen, der nicht nur Gewinner und Verlierer produziert, sondern eine derartig eklatante Ungleichheit zwischen ihnen herbeigeführt hat?! Aus der Perspektive Venedigs ist die Krise keine vorübergehende Erscheinung, sondern droht zum Normalzustand zu werden, da junge potenzielle Steuerzahler mangels Arbeit abwandern. Jeder sieht, dass in der Stadt zu viele Touristen und zu viele Bettler sind, aber

wirkungsvolle Gegenmaßnahmen lassen auf sich warten. Das wiederum beflügelt die anti-politische Fünf Sterne Bewegung, deren rasanter Aufstieg seit 2009 das politische System Italiens umkrepelt und von manchen als prototypisches Anzeichen der Entkoppelung von Demokratie und Marktwirtschaft betrachtet wird.<sup>69</sup> Tatsächlich ist Venedig ein gutes und einfaches Beispiel dafür. Der Wille des Volkes artikuliert sich deutlich: Weniger Touristen! Aber solange der Massentourismus Investoren in Venedig die höchste Rendite verspricht, wird es weniger Touristen nicht geben. Die bittere Alternative ist entweder Touristen und Investitionen oder keine Touristen und keine Investitionen. Der Vorrang von Kapital über Demokratie kommt hier sinnfällig zum Ausdruck.

---

<sup>69</sup> Insbesondere von Wolfgang Streeck in seinem Buch „Gekaufte Zeit“, Berlin, Suhrkamp.

## 23 SAN SEBASTIANO 14

Glück hört sich so poetisch an. In der Wissenschaft spricht man deshalb lieber von Lebenszufriedenheit (*soddisfazione di vita*). Wir machen da weiter, wo wir das letzte Mal aufgehört hatten. Verglichen mit ihren Eltern bzw. älteren Bevölkerungskohorten haben es die Jugendlichen von heute schwer. Sie leben in einer Gesellschaft, in der die Aussicht auf Festanstellung und einen geregelten Karriereverlauf schwindet, in der technologische Neuerungen ständig Anpassungen verlangen und deren Bevölkerungsdynamik sie damit bedroht, einen Großteil des Wohlstands, den sie sich vielleicht einmal erarbeiten werden, mit den beständig größer werdenden Kohorten der Alten und Gebrechlichen teilen zu müssen. Dass sie mit ihrem Dasein trotzdem recht zufrieden sind, überrascht und wird als Widerspruch empfunden. Unter Verweis auf die Wichtigkeit der Bezugsgruppe löst Furuichi das jedoch als nur scheinbar widersprüchlich auf. Die Jugendlichen verglichen sich nicht mit ihren Eltern oder Großeltern, sondern miteinander. Deshalb könne beides zutreffen, dass sie gemessen an den gesellschaftlichen Verhältnissen vergangener Jahrzehnte „objektiv unglücklich“ seien, aber dennoch eine hohe „subjektive Lebenszufriedenheit“ aufwiesen.

Ich weiß nicht, wie oft ich gefragt worden bin, ob die Jugend denn wirklich glücklich sei. Offenbar war die Glückstheorie ein Thema, das den Medien gelegen kam. Auch die Regierung hat eine Forschungsgruppe „Glück“ eingerichtet, und das „glücklichste Land der Welt“, Bhutan, hat viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ich bin allerdings dagegen, in der Diskussion über die Planung eines Gesellschaftssystems „Glück“ und „Unglück“ in den Mittelpunkt zu stellen. Denn Forschungen haben z. B. gezeigt, dass Menschen, die sozial gut integriert sind, glücklich sind, auch wenn sie arm sind. Aber lässt sich das in Politik umsetzen? Für Sozialhilfeempfänger wäre es gewiss eine herbe Enttäuschung, wenn der Staat ihnen statt Geld Freunde anböte. Wenn kein Geld da ist, sagt der Staat gern, „dann eben Glück“.<sup>70</sup>

Dieser kurze Absatz birgt mehr als genug Stoff für eine Stunde. Furuichi bemerkt zurecht, dass die Glückstheorie in großem Stil von den Medien aufgegriffen wurde, auch wenn er nicht erklärt, weshalb das so war. Vielleicht wäre das auch zu viel verlangt, denn sein Buch schwamm auf

---

<sup>70</sup> Furuichi, a. a. O., S. 148.

dieser Welle. Es hatte Erfolg, weil es von Glück spricht und in seinem Titel den erwähnten scheinbaren Widerspruch zwischen objektiv unglücklich und subjektiv zufrieden thematisiert.

Glück ist ein großes Thema, das die Menschen seit jeher beschäftigt. Schon Aristoteles, Epikur und andere Philosophen des antiken Griechenlands, das ja „unsere“ geistige Heimat ist, haben sich mit Glück befasst. In der östlichen Tradition spielte das Glück allerdings bei weitem keine so bedeutende Rolle. Es gab wichtigere Dinge im Leben als das persönliche Glück; Bildung, Moral, Würde, gute Form, die Gesundheit der Familie und deren Fortführung, zum Beispiel. Das Argument, all dies seien mögliche Komponenten des Glücks, ist eine Ausflucht. Tatsächlich mussten die gerade erwähnten Güter häufig mit persönlichen Opfern erkaufte werden, die zu erbringen man durchaus nicht als Glück bezeichnen kann. Geburt, Arbeit, Krankheit, Alter, Tod – Leben ist Leiden, das ist die Einsicht, die der Buddhismus daraus folgert. Und so fremd ist diese Einstellung im Westen dann auch nicht, wenn man nur daran denkt, dass sich das christliche Versprechen der Seligkeit nicht auf diese Welt bezieht, sondern aufs Jenseits.

„Der Mensch strebt *nicht* nach Glück; nur der Engländer tut das“, wusste Nietzsche<sup>71</sup>, der sich damit vermutlich auf den Utilitarismus Jeremy Benthams bezog, eine Philosophie, die an der Schwelle zur Moderne entstand und das Zeitalter der moralischen Rechtfertigung des Egoismus als treibender Kraft des Gemeinwohls einläutete.

Obwohl schon Artikel 9 der japanischen Verfassung von 1890 „die Förderung des Glücks der Untertanen“ als Staatsziel erwähnt, war Glück in Japan lange kein Gegenstand öffentlichen Interesses. Als Furuichis Buch erschien, war Glück jedoch hochaktuell. So wurde zum Beispiel im selben Jahr eine Mangaverion von Alains *Propos sur le bonheur* herausgebracht.<sup>72</sup> Alain, mit bürgerlichem Namen Emil Auguste Chartier, war ein französischer Philosoph, dessen zuerst 1928 als Buch veröffentlichter *Propos* eine aus 93 kleinen Texten bestehende moralische Begründung des Optimismus und Anleitung zum Glücklichen sein ist. Eine japanische Übersetzung erschien schon 1930, eines der ersten westlichen Bücher über Glück, die ein größeres Publikum erreichten. 80 Jahre später daraus ein Manga zu machen, zeugt von Einfallsreichtum; und dass dieses Manga sich im Jahr seines Erscheinens zwei Millionen Mal verkaufte, zeugt von einer Sehnsucht nach Glück, einer Stimmung, die der Verleger offenbar richtig erkannt hatte. Seit das Platzen der spekulativen Seifenblase Japans Wirtschaft 1990 in eine anhaltende Rezession trieb, die Ende der 90er Jahre durch die asiatische Finanzkrise noch verschärft wurde, ist die Zahl der

<sup>71</sup> Friedrich Nietzsche, *Götzendämmerung*, Sprüche 12.

<sup>72</sup> Deutsch von Albrecht Fabri, *Die Pflicht glücklich zu sein*. Frankfurt.

Neuerscheinungen, deren Titel das japanische Wort für Glück enthalten, rapide gestiegen.<sup>73</sup> Wie könnte man das nicht als Reaktion auf die Krisenanfälligkeit des kapitalistischen Wirtschaftssystems deuten?!

Der Verkaufserfolg des erwähnten Mangas hat ohne Zweifel auch mit dem Jahr des Erscheinens zu tun, dem Jahr des verheerenden Erdbebens nämlich, das so viel Unglück über so viele Menschen brachte. Das Manga endet ebenso wie Alains Text mit einer zumindest im deutschen Sprachraum, wo Glück so eng mit dem (glücklichen) Zufall assoziiert ist, überraschenden Ermahnung. Alain spricht von „der Pflicht, glücklich zu sein“, die er mit den Schrecken des Ersten Weltkriegs begründet: „Meiner Meinung nach sind die ganzen Leichen, Ruinen und Rüstungsausgaben das Werk von Menschen, die es nie verstanden haben, glücklich zu sein.“<sup>74</sup> In der japanischen Mangaversion gibt es Personen, Helden, mit denen sich die Leser identifizieren können, aber die Pflicht zum Glücklichsein, ist auch hier die Schlussapothese, und zwar insbesondere die Pflicht gegenüber jenen, die unglücklich sind. Nicht gemeinsam mit ihnen Trübsal blasen, hilft den Verzweifelten, sondern vielmehr die Kraft, auch unter den widrigsten Umständen die erfreulichen Seiten des Lebens nach außen zu kehren. Und „wenn uns das eigene Glück nicht befriedigt, ist es am besten, das Glück mit anderen zu teilen“.<sup>75</sup>

Die Botschaft, dass glücklich zu sein, eine Frage der Entscheidung und gleichzeitig nicht nur die eigene Person betrifft, sondern eine Pflicht gegenüber anderen ist, traf in dem von der Katastrophe heimgesuchten Land einen Nerv. Die eigene Zufriedenheit strahlt auf vom Unglück Betroffene aus und kann, so seltsam es klingt, vom Unglück positiv beeinflusst werden. Das haben sozialpsychologische Untersuchungen über die Auswirkungen des Erdbebens vom 11.3.2011 nachgewiesen. Bei vielen Menschen war das subjektive Wohlbefinden (SWB), wie das persönliche Glück in der Forschung oft genannt wird, nach dem Erdbeben größer als vorher, was damit erklärt wird, dass die Katastrophe sie nicht nur darüber nachdenken ließ, dass sie selbst noch einmal davongekommen waren, sondern auch darüber, was im Leben wirklich wichtig ist.<sup>76</sup>

Auch diese Untersuchungen waren Teil des Aufschwungs der Glücksforschung in Japan. Furuichi erwähnt das, wie er sagt, glücklichste Land der Welt, Bhutan. Zwar war das kleine Königreich im Himalaya, solange man versucht, das zu ermitteln, nie das glücklichste Land der Welt und

---

<sup>73</sup> Vgl. Florian Coulmas, *Die Illusion vom Glück*. Zürich, S. 99.

<sup>74</sup> Alain, a. a. O., S. 224.

<sup>75</sup> Alain, *Koufukuron*. Tokyo, S. 190.

<sup>76</sup> Yukiko Uchida, *Changes in well-being and attitude toward life after the Great East Japan Earthquake*.

ist es auch heute nicht, gleichviel, nach welchen Kriterien man das misst; aber viel Aufmerksamkeit wurde Bhutan in Japan tatsächlich zuteil. Das hatte zwei Gründe.

Der erste betrifft unmittelbar die Krise des Kapitalismus. 1970 hatte Jigme Singye Wangchuck, der kluge Monarch des bitterarmen Königreichs, den interessanten Einfall, öffentlich zu erklären, das Brutto-Glücksprodukt eines Landes, BGP, sei wichtiger als das Bruttoinlandprodukt, BIP, was darauf hinausläuft, dass das BIP nicht das alleinige Maß des Glücks ist, als das die kapitalistische Wirtschaftsordnung es erscheinen ließ. In der westlichen Welt erntete er damit zunächst hauptsächlich ungläubigen Spott – saure Trauben –, denn schließlich war das noch vor der ersten großen wachstumskritischen Veröffentlichung des Club of Rome, *The Limits to Growth*, 1972. Der König ließ es aber nicht dabei bewenden, mit BGP einen äußerst suggestiven Begriff in die Welt zu setzen. Mit Hilfe von Wissenschaftlern aus aller Welt ließ er einen Katalog von Faktoren erarbeiten, die sich auf das Glück der Menschen positiv auswirken und trug dadurch dazu bei, dass mehr darüber nachgedacht wurde, ob die Steigerung des Reichtums Selbstzweck sein sollte.

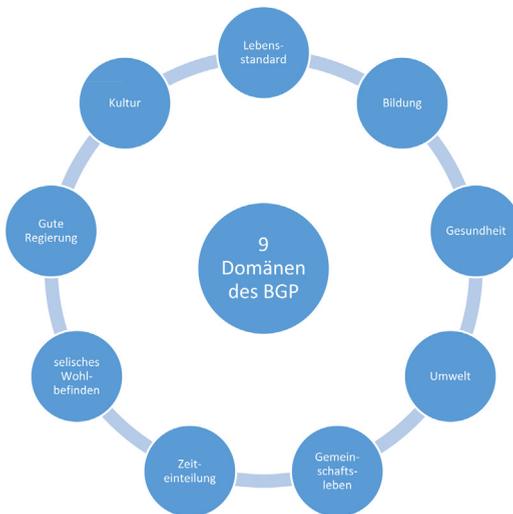


Abbildung 18. Das Brutto-Glücks-Produkt (BGP) von Bhutan beruht auf den „vier Säulen“ Gute Regierung, Nachhaltige Entwicklung, Pflege der Kultur und Umweltschutz, die weiter in „neun Domänen“ eingeteilt sind.

Quelle: GNH Centre Bhutan.<sup>77</sup>

<sup>77</sup> <http://www.gnhcentrebhutan.org/what-is-gnh/four-pillars-and-nine-domains/>

Der zweite Grund, weshalb Bhutan ins öffentliche Bewusstsein Japans trat, war, dass der Sohn des BGP-Königs, Jigme Khesar Namgyel Wangchuck und Königin Jetsun Pema Wangchuck 2011 auf ihrer Hochzeitsreise Japan und auch das Katastrophengebiet in der Präfektur Fukushima besuchten und bei dieser Gelegenheit vor dem Hintergrund des großen Unglücks erneut auf Glück statt Reichtum als Staatsziel aufmerksam machten.

Seit der effektvollen Erklärung seines Vaters hatte sich der öffentliche Diskurs verändert wie auch der wissenschaftliche. Die Glücksforschung war zu einem veritablen Forschungszweig geworden, dessen Kernanliegen die Ergänzung des BIP durch andere Faktoren ist, die gesellschaftlichen Fortschritt messbar machen. Dabei spielte der zwar alte, aber in der Hochzeit des Konsumkapitalismus neu zu entdeckende Gemeinplatz eine wichtige Rolle, dass Wohlstand nicht der einzige Bestimmungsfaktor der Lebensqualität ist. Als König Jigme Singye Wangchuck das BGP in die Diskussion brachte, gab es weder den Index der menschlichen Entwicklung<sup>78</sup> der Vereinten Nationen, noch den Better Life Index der OECD.<sup>79</sup> Ersterer wird für Länder aufgrund von Lebenserwartung, Bildung und Einkommen errechnet, während letzterer eine größere Menge von Faktoren kombiniert, außer den drei genannten noch die folgenden: Wohnung, Gesundheit, Arbeitsplatz, soziale Beziehungen, Bildung, Freizeit, Sicherheit, Lebenszufriedenheit, Umwelt und Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Die japanische Regierung schuf 2009, wie Furuichi bemerkt, eine Forschungsgruppe „Glück“. Das Institut für Statistische Mathematik in Tokyo begann, Fragen nach der Lebenszufriedenheit in ihre regelmäßigen Umfragen aufzunehmen. Querdenker pilgerten nach Bhutan. Die japanische Gesellschaft für Psychologie richtete ein Kapitel zur Glücksforschung ein, in dessen Rahmen die Bedeutung von Glück in westlichen und östlichen Ländern untersucht wird.<sup>80</sup> Arakawa, ein eher sozial schwacher Stadtteil Tokyos, gründete innerhalb der Stadtverwaltung ein Forschungsinstitut, das sich dem allgemeinen Glück der Bevölkerung des Stadtteils widmet. Davon inspiriert, entstand die überregionale „Glücksliga“, in der mehr als 50 Lokalpolitiker das Ziel verfolgen, die Lebenszufriedenheit der Bürger zu steigern. Eine buddhistische Sekte legte sich als politischen Arm die Partei zum Verwirklichung des Glücks zu. Zahllose

---

<sup>78</sup> Meist englisch HDI (Human Development Index) abgekürzt: <http://hdr.undp.org/en/content/human-development-index-hdi>

<sup>79</sup> OECD Better Life Index (<http://www.oecdbetterlifeindex.org/>)

<sup>80</sup> Uchida, Kitayama, Happiness and unhappiness in East and West: Themes and variations. *Emotion*, 9, 2009.

Publikationen sowohl wissenschaftlicher als auch populärer Art befassen sich aus den unterschiedlichsten Gesichtswinkeln mit Glück. Plötzlich war Glück überall oder, besser gesagt, es trat plötzlich überall in den Vordergrund des Interesses.

Wieso kam es in Japan zu diesem Glücksboom? In der Periode des Hochwachstums hatte niemand Zeit und Muße, sich mit Glück zu befassen; man war vollauf damit beschäftigt, den „drei Schätzen“ hinterherzujagen – welche es denn auch waren. Nachdem aber nicht nur die Grundbedürfnisse befriedigt waren, sondern Japan eine Spitzenposition unter den reichsten Ländern der Welt erreicht hatte, wurde das Glück zum Thema. Der allgemeine Grund, um es mit einem ökonomischen Gesetz auszudrücken, ist der sinkende Grenzertrag des mit Reichtum zu erlangenden Glücks. Wer sich dank einer besser bezahlten Arbeit eine Wohnung mit fließend Wasser leisten kann, empfindet das als ein großes Glück bzw. eine spürbare Steigerung des Wohlbefindens. Wer aber schon drei Häuser mit fließend Warm- und Kaltwasser, Schwimmbad, Sauna etc. hat, bemerkt eine quantitativ gleiche Einkommenssteigerung überhaupt nicht; jedenfalls macht sie ihn nicht glücklicher.

Diese allgemeine Gesetzmäßigkeit der sinkenden Ertragsrate bewahrheitete sich auf frappierende Weise bezüglich der Lebenszufriedenheit der Japaner. Seit Ende des Zweiten Weltkriegs sind sie kontinuierlich reicher, gebildeter, älter und gesünder geworden, vier Schlüsselfaktoren der Lebenszufriedenheit, da ist sich die Wissenschaft einig. Alle diese Verbesserungen zogen jedoch keine Steigerung des subjektiven Wohlbefindens nach sich. Der Reichtum wuchs, das Maß des empfundenen Glücks blieb gleich. Manche Untersuchungen deuten sogar darauf hin, dass das subjektive Wohlbefinden mit zunehmendem Wohlstand zurückgegangen ist.<sup>81</sup> Sich abzurackern bringt auf dem Glückskonto nichts ein. Das muss man daraus folgern. Oder ist das die falsche Perspektive? Vielleicht muss man sich abrackern, um nicht in die roten Zahlen der Glücksbilanz zu rutschen. Für das kapitalistische System, das von Anreizen für Leistungssteigerung lebt, ist der (nicht nur für Japan) festgestellte Zusammenhang ein potentiell ernstes Problem, wenn sich nämlich immer mehr Menschen fragen, warum sie sich abmühen sollen, wenn der Lohn, der ja angeblich in größerer Befriedigung bzw. Glück besteht, ausbleibt.

---

<sup>81</sup> Tashi Choden et al., *Gross National Happiness and Material Welfare in Bhutan and Japan*. Thimphu, 2007.

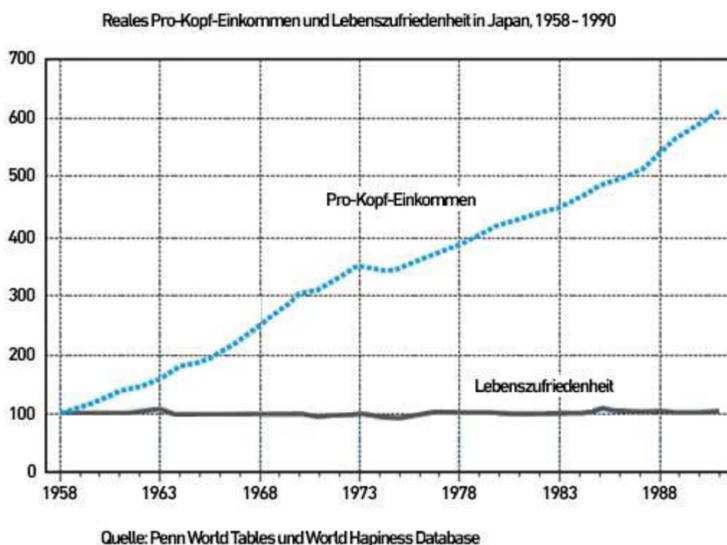


Abbildung 19. Japans Pro-Kopf-Einkommen und Lebenszufriedenheit

Außer dieser Desillusionierung macht noch ein weiterer Befund die Beschäftigung mit Glück in Japan interessant. In internationalen Vergleichsstudien schneidet das Land trotz hoher Lebenserwartung – niemand will sterben –, großen Wohlstands – jeder will reich sein – und hohen Bildungsniveaus – jeder will klüger werden – nie besonders gut ab. Viele Länder, deren Einwohner viel ärmer sind, früher sterben und lange nicht so gebildet sind, liegen, wenn es ums Glück geht, deutlich vor Japan. Das kann verschiedene Gründe haben, zum Beispiel, was oft vermutet worden ist, dass Japaner bei der Beurteilung ihrer eigenen Lebenszufriedenheit eher zurückhaltend sind, mit anderen Worten, dass internationale Vergleichsstudien, anders als sie von sich behaupten, kulturelle Faktoren nicht neutralisieren können. Das kann sowohl die Erhebungsmethode als auch Inhalte betreffen. Die durchgehend hohen Werte der Lebenszufriedenheit lateinamerikanischer Länder etwa deuten auf einen kulturellen Faktor hin. Ähnlich lässt auch die Tatsache, dass die Japaner ihre eigene Gesundheit als schlecht einschätzen, kulturellen Einfluss vermuten. Obwohl sie sich nicht nur der höchsten, sondern auch der höchsten behinderungsfreien Lebenserwartung der Welt erfreuen, halten sich nur 35 Prozent der japanischen Bevölkerung für gesund, weniger als alle übrigen OECD-Länder.<sup>82</sup>

<sup>82</sup> <http://www.oecdbetterlifeindex.org/topics/health/>

Gibt es glückliche Länder, wollen die Studenten wissen. Stereotype und Konzepte wie Volksmentalität – dolce vita der lebensfrohen Italiener gegenüber der zurückhaltenden, melancholischen Art der Japaner – sind ziemlich unmodern, aber die Glücksforschung hat Fragen nach dem Quäntchen Wahrheit solcher Klischees unversehens durch die Hintertür wieder auf die Tagesordnung gebracht. Denn es geht nicht nur darum, wo die Menschen mit ihrem Leben zufrieden sind und wo nicht, sondern auch darum, was sie glücklich macht und wie wichtig es für sie ist, glücklich zu sein. Schlüsselvariablen, die der World Happiness Report identifiziert, sind Einkommen, Bildung, Arbeit(slosigkeit), Partnerbeziehung sowie körperliche und geistige Gesundheit<sup>83</sup>, aber die Gewichtung dieser Faktoren variiert.

Schwierig ist auch die Abwägung objektiver und subjektiver Faktoren. Lebenserwartung und Einkommen lassen sich mit Statistiken einigermaßen objektiv messen; die Messung der Lebenszufriedenheit hingegen beruht auf subjektiver Selbsteinschätzung der Befragten. Was müssen wir also aus dem Befund schließen, dass das Land mit der höchsten Lebenserwartung keineswegs das mit der höchsten Lebenszufriedenheit ist, oder, allgemeiner, dass die objektiv messbaren Bedingungen der Lebensqualität in einem Land nicht unbedingt Rückschlüsse auf die subjektive Lebenszufriedenheit seiner Bevölkerung erlauben, wie es eben in Japan der Fall ist.

Der Better Life Index der OECD löst dieses Problem auch nicht, aber indem er Lebenszufriedenheit mit den anderen, leichter objektivierbaren Faktoren kombiniert, ermöglicht er es, Erklärungen für Korrelationen bzw. Divergenzen zu suchen. In diesem Index liegen das melancholische Japan und das lebensfrohe Italien interessanterweise mit 5,9 bzw. 5,8 Punkten auf der Lebenszufriedenheitsskala direkt nebeneinander und zwar ziemlich kläglich im unteren Viertel. An der Spitze liegt Norwegen mit 10,0 Punkten, gefolgt von der Schweiz und Dänemark (BRD 7,9). Nun kann man die anderen Teilindizes miteinander vergleichen und z. B. feststellen, dass Japan bezüglich Einkommen und Sicherheit weit vor Italien, Italien aber bezüglich Vereinbarkeit von Beruf und Familie weit vor Japan liegt. Hinsichtlich der Bedeutung sozialer Beziehungen liegen beide ungefähr gleichauf. Ob sich die Differenzen zwischen den Teilindizes auf die Weise ausgleichen, dass sie in einer praktisch gleichen Lebenszufriedenheit resultieren, ist eine Frage, die ebenso sinnvoll wie schwer zu beantworten ist. Sie ist deshalb so schwer zu beantworten, weil wir weder wissen, ob das Faktorenbündel erschöpfend ist, noch die Wirkung

---

<sup>83</sup> John Helliwell et al. 2017, Kapitel 5.

kultureller Einflüsse auf die Selbsteinschätzung der Lebenszufriedenheit und andere Faktoren mit Sicherheit beurteilen können.

Aber wenn identische Erhebungsmethoden angenommen werden können, sind Variationen der länderspezifischen Lebenszufriedenheit in der Zeit von großem Interesse, denn unabhängig davon, welche Faktoren auf sie einwirken, reflektieren sie Stimmungsschwankungen im Land. So hat etwa die Lebenszufriedenheit in Japan und Italien im Laufe des Jahrzehnts von 2006 bis 2016 deutlich abgenommen – in Italien noch mehr als in Japan –, während sie in Deutschland zugenommen hat. Auf der Grundlage dieser Beobachtung kann dann nach den Ursachen gesucht werden, z. B. bei Konjunktur, Lohnentwicklung und Beschäftigungssituation.

|      | Japan | Italien | BRD  |
|------|-------|---------|------|
| 2006 | 6,52  | 6,85    | 6,62 |
| 2016 | 5,95  | 5,95    | 6,87 |

Tabelle 10. Lebenszufriedenheit nach Selbsteinschätzung in Japan, Italien und Deutschland, 2006 und 2016. (Quelle: World Happiness Report (2017))

Deshalb sind Indizes dieser Art, wie sie in den letzten beiden Jahrzehnten entwickelt wurden, trotz der erwähnten Schwierigkeiten aufschlussreiche Hilfsmittel, um ein Land zu begreifen, um Unterschiede zwischen Ländern zu verstehen, und möglicherweise um politische Maßnahmen zur Verbesserung zu unternehmen. Das Dilemma ist, dass solche Indizes nur im Vergleich sinnvoll und interessant sind, Gewissheit darüber, dass wirklich Vergleichbares verglichen wird, aber schwer zu erlangen ist. Glück und Zufriedenheit mögen Güter sein, die in Japan und Italien, in Ostasien und Westeuropa unterschiedlich bewertet werden – was die Vergleichbarkeit problematisch macht. Das kann für geographische und kulturelle Distanzen gelten, aber möglicherweise auch für solche zwischen Generationen. Eben darin könnte die Ursache der von Furuichi diskutierten Differenz zwischen dem „objektiven Unglück“ der Jugend und ihrer „subjektiven Zufriedenheit“ liegen.

In Japan hängt das Glück der Jugendlichen, wie wir gesehen haben, in starkem Maße von den Beziehungen zu Freunden ab. Soziale Beziehungen sind auch für andere Altersgruppen ein wichtiger Bestimmungsfaktor der Lebenszufriedenheit, was für die Politik von Interesse sein kann, denn soziale Beziehungen sind billig, jedenfalls in der Währung, in der die meisten Politiker denken. Deshalb ist Furuichi dagegen, „Glück‘ und ‚Unglück‘ bei der Planung eines Gesellschaftssystems in den Mittelpunkt zu stellen“<sup>84</sup>.

---

<sup>84</sup> Furuichi, a. a. O., S. 148.

Zu groß wäre die Versuchung für den Staat, insbesondere für einen so hoch verschuldeten Staat wie Japan, Renten- und Sozialhilfeempfänger mit Verweis an ihr soziales Umfeld zu vertrösten, statt ihre Bezüge zu erhöhen.

Einige Studenten akzeptieren Furuichis Argumentation, andere wenden ein, dass es trotzdem gut und sinnvoll sei, den Staat auf die Mehrung des Glücks der Bürger zu verpflichten, und dass viel zu selten darüber nachgedacht werde, warum es überhaupt einen Staat gibt. Um diese Diskussion zu führen, reicht die Zeit nicht. Es bleibt mir nur, die Studenten auf eine Stelle in Furuichis Buch hinzuweisen, der man entnehmen kann, dass er darüber nachgedacht hat. Im Zusammenhang mit Krieg, den es nach seiner Überzeugung um jeden Preis zu vermeiden gilt, schreibt er:

Wichtiger als der Fortbestand des Staates, wichtiger als die Geschichte und wichtiger als die Ehre der Nation muss es sein, wie jeder einzelne Mensch dort leben kann. Wenn jeder Einzelne dort ein glücklicheres Leben führen kann, sollte man Japan erhalten, aber wenn das nicht der Fall ist, besteht dafür keine Notwendigkeit.

Wenn der Staat Japan aufhört zu existieren, die Menschen aber in dem Land, das einmal Japan war, glücklich sind, wo ist das Problem?<sup>85</sup>

In Japan, das versuche ich den Studenten klarzumachen, gibt es nicht viele Stimmen, die eine solche Position vertreten, denn Japan gilt heute nicht nur im eigenen Selbstverständnis, sondern auch im internationalen Vergleich als ein quasi-natürlicher Nationalstaat; es gibt auch immer wieder Politiker, die Japan als Land der Götter bezeichnen (wie z. B. der ehemalige Premierminister Yoshiro Mori, der als Belohnung für seine Unbeliebtheit im Amt dem Organisationskomitee der dann dank Covid ausgesetzten Olympischen Spiele 2020 in Tokyo vorsitzen durfte). Im Gegensatz zu vielen europäischen Nationalstaaten, die seit dem Wiener Kongress aus einer Folge von Kriegen im Rahmen oft willkürlicher Grenzen hervorgingen, im Gegensatz auch zu dem missglückten Versuch des modernen Vielvölkerstaats Sowjetunion und im Gegensatz zu den nord- und südamerikanischen Staaten, die aus massiven Bevölkerungsverschiebungen hervorgingen, erfolgte die Formierung des modernen japanischen Verfassungsstaats in der Meiji-Zeit auf der Grundlage leicht abzugrenzender Territorialität und relativ großer ethnischer Homogenität. Nicht so groß, wie Nationalisten es gern darstellen, aber groß genug, um die Metamorphose von Untertanen und Lehnsherren zu Bürgern des Nationalstaats der überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung unprob-

---

<sup>85</sup> Furuichi, a. a. O., S. 363, 364.

lematisch erscheinen zu lassen. Heutzutage wird Japans kurzfristiges Abenteuer als Kolonialmacht tunlich ausgeblendet und die Einheit von Nation und Staat (und Sprache) als natürliche Ordnung der Dinge dargestellt. Der von Furuichi geäußerte Gedanke, dass andere Konfigurationen möglich und nicht unbedingt verdammenswert seien, liegt der politischen Klasse ebenso wie dem Gros der Bevölkerung völlig fern.



Abbildung 20. Jenseits des Kapitalismus gibt es keine Freiheit

## 24 AUF DEM WEG ZUR WAHRHEIT

Das Wort zum Tag steht heute in großer Sprühdosenschrift an einer Mauer in der Tabaksgasse (Calle del Tabacco): La libertà non esiste al di la' del capitalismo (Jenseits des Kapitalismus gibt es keine Freiheit). Ist der Autor ein liberaler Fundamentalist, ein pro-kapitalistischer Anarchist? Hat er seine Botschaft absichtlich in der Tabaksgasse hinterlassen? Für die Entwicklung des Kapitalismus spielte der Tabak keine unbedeutende Rolle. Im fünften Kapitel von „Liebe, Luxus und Kapitalismus“ bespricht Werner Sombart die Güter, die seit dem 15. Jahrhundert zwischen Osten und Westen ausgetauscht wurden. Er betont die Bedeutung von Luxusgütern für den Handel, speziell die vier großen Genussmittel: Tabak, Kaffee, Tee und Kakao, „die wir aber (den Tabak vielleicht ausgenommen) bis zum Schluss der frühkapitalistischen Periode ebenfalls nur auf dem Tisch des Reichen uns vorstellen dürfen.“<sup>86</sup> Tabak fand also schon früh

<sup>86</sup> Sombart, Liebe, Luxus und Kapitalismus, Kapitel 5, Die Geburt des Kapitalismus, S. 144.

Verbreitung, und Venedig erkannte schon früh sein fiskalisches Potenzial und führte bereits 1626 eine Tabaksteuer ein. Paolo Vendramin, in dessen Palast ich heute sitze, war dann ein paar Jahrzehnte später damit befasst, die Regeln für den Tabakhandel weiter zu spezifizieren.

Zu jener Zeit wurde Tabak von Ärzten und Heilpraktikern verkauft, was heute ein wenig seltsam anmutet. Ich erinnere mich aber daran, dass ich noch in den 1980er Jahren in Tokyo allmorgendlich an einer Apotheke vorbeikam, die Zigaretten verkaufte, insbesondere Zigaretten von *Nippon Senbai Kōsha*, dem Staatsmonopol, das bis 1985 dem japanischen Finanzministerium unterstand. Auch da hatte der fürsorgliche Staat also seine Hand im Spiel.

Die Menschen süchtig machen und sie dann zur Kasse zu bitten, dieses Rezept hat sich vielfach bewährt. Selbst unzweideutige Nachweise unabhängiger Forscher ebenso wie der Tabakindustrie selber, die an dem kausalen Zusammenhang zwischen Tabakkonsum und Krebserkrankungen keinen Zweifel lassen, haben nicht zur Illegalisierung des Tabaks geführt, zum Nutzen einiger großer Firmen und des Fiskus. Schließlich ist Tabak ein Genussmittel, und wem steht es zu, anderen den Genuss zu verbieten?! Deshalb teilt der Investitionsberater *finanzen.net* zu den amerikanischen Tabak-Konzernen auch 2017 mit: „Sicher und stabil selbst in Krisenzeiten – die Muss-Aktien für kluge Anleger!“

Verbot nein, Steuern ja. Der Staat, dessen *raison d'être* das Glück der Bürger wäre, stünde da vor einem Dilemma: Kann er mit den Steuereinnahmen aus dem Tabakverkauf mehr Glück schaffen als durch ein Tabakverbot? Im Gegensatz zu Heroin und anderen Suchtmitteln hat der italienische Staat (oder irgendein anderer Staat) auf diese Frage bisher keine eindeutige Antwort gefunden. Ist das die Botschaft des Graffiti in der Tabakgasse: Die kapitalistische Gesellschaft ist vom Profitstreben getrieben, das uns dazu zwingt, unser Geld, sofern wir welches haben, in die Anlagen mit der höchsten Rendite zu investieren, z. B. Tabak und Waffen, aber jenseits vom Kapitalismus winkt auch keine Freiheit? Klingt das fatalistisch?

Die Kapitalismuskritischen Stimmen, die nicht nur für etwas Moderation und kleine Beschränkungen der Gier plädieren, sind nicht sehr laut. Denn ein Zurück zu archaischen Gesellschaftsformen, die nicht ums Nehmen, sondern ums Geben kreisen, wie es der französische Ethnologe Marcel Mauss vor mehr als einem Jahrhundert beschrieb<sup>87</sup>, hält unter den Bedingungen liberaler Demokratien kaum jemand für möglich. Von

---

<sup>87</sup> Marcel Mauss, *Essai sur le don. Forme et raison de l'échange dans les sociétés archaïques* [deutsche Übersetzung von Eva Moldenhauer, *Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt: Suhrkamp].

Gegnern der Wachstumsideologie wird Mauss heute wieder gelesen, da er die Einsicht antizipierte, dass Anerkennung wichtiger ist als Reichtum und „sich Individuen, die in der persönlichen, rechtlichen oder sozialen Sphäre keine Anerkennung erfahren, nicht entfalten können“<sup>88</sup>. Dass die Anzahl derer zunimmt, denen Anerkennung versagt bleibt, weil sie in unsicheren Verhältnissen arbeiten und leben, lässt sich nicht leugnen. Seit den 1990er Jahren wird der wachsende Teil der arbeitenden Bevölkerung, der ohne feste Stelle und von der Hand in den Mund lebt, als Prekariat bezeichnet. Obwohl dazu ein stetig wachsender Teil der Arbeitnehmerschaft gehört, hat er weder die Macht, noch zeigt er viel Motivation, durch Teilnahme am politischen Prozess eine Systemveränderung herbeizuführen.

| Teilzeitarbeit | 2000 | 2015 |
|----------------|------|------|
| Japan          | 15,9 | 22,7 |
| Italien        | 11,7 | 18,7 |
| BRD            | 17,6 | 22,4 |

Tabelle 11. Teilzeitarbeit als % aller Beschäftigten in Japan, Italien und Deutschland, 2000 und 2015  
(Quelle: OECD<sup>89</sup>)

Irreguläre Beschäftigungsverhältnisse nehmen zu, da sie es Betrieben erlauben, Personalkosten zu senken. Teilzeitarbeit ist nur eine Kategorie solcher Beschäftigungsverhältnisse unter anderen, die hier stellvertretend genannt wird. Für Arbeitssuchende bedeutet die Zunahme von Teilzeitarbeit eine Verringerung der Chancen auf Festanstellung, was einer Einschränkung ihrer Möglichkeiten gleichkommt, da die meisten von ihnen eine Festanstellung anstreben. Gleichzeitig nimmt aber die Zahl derer zu, die sich keine Illusionen machen und mit den herrschenden Verhältnissen der flexibilisierten Arbeit zufrieden sind. Eben darin finden manche Beobachter eine Erklärung für die unerwartet hohe Lebenszufriedenheit der japanischen Jugend. Sie finden das Glas halbvoll und nicht halbleer.

<sup>88</sup> Fistetti, a. a. O., S. 89.

<sup>89</sup> OECD.Stat ([http://stats.oecd.org/Index.aspx?DataSetCode=FTPTC\\_I](http://stats.oecd.org/Index.aspx?DataSetCode=FTPTC_I))



Abbildung 21. Selbstsucht und Gier verringern Glück und Freude, gibt der Tozokawa Inari-Shrine in Tokyo zu bedenken.

## 25 SAN SEBASTIANO 23

Heute ist der 20. März. Im April 2012 fand auf Initiative Bhutans eine große internationale Tagung über Glück und Wohlergehen statt, aus der die Resolution 66/281 der Hauptversammlung der Vereinten Nationen resultierte, die den 20. März zum Internationalen Tag des Glücks erklärte. Dieser seit 2013 als solcher begangene Tag, so heißt es in der Begründung der Resolution, soll darauf aufmerksam machen, dass Glück ein wichtiges Thema in der Arbeit der Vereinten Nationen sei und welche Bedeutung Glück und Wohlergehen als Ziel im Leben der Menschen haben.<sup>90</sup>

Den Studenten ist das neu, sie haben vom Weltglückstag noch nie gehört, aber eine Kommilitonin verifiziert die Information über die Giornata

---

<sup>90</sup> <http://www.un.org/en/events/happinessday/index.shtml>

Internazionale della Felicità umgehend auf ihrem Smartphone. Ich verneine es mir, sie daran zu erinnern, dass ich, den antiquierten Vorstellungen meiner Generation verhaftet, einmal am Anfang des Semesters darauf hingewiesen hatte, dass ich die Verwendung dieser Geräte im Seminar bzw. während man mit anderen spricht für unhöflich halte und denke außerdem daran, dass die Maßstäbe der Höflichkeit ebenso wie die des Glücks dem Lauf der Zeit folgend kontingent sind. Schließlich denke ich außerdem daran, wie schwer es für Lehrer geworden ist, ihre Gelassenheit zu bewahren, wo sie kontinuierlich, auch und insbesondere im Klassenzimmer, mit Wikipedia konkurrieren müssen. (Ist Bhutan wirklich im Himalaya? – Ja, der Prof. hat recht.)

Der Weltglückstag, das finden die Studenten auch, passt gut zu dem heute zu diskutierenden Textabschnitt. Es geht darum, wie das „kleine Problem“ des subjektiven Wohlbefindens mit dem „großen Problem“ der Zufriedenheit mit dem eigenen Land zusammenhängt; also Glück im Spannungsfeld von Individuum und Gesellschaft.

In einer internationalen Vergleichsstudie des Japanischen Jugendinstituts beantworteten 62,1 % der Jugendlichen die Frage, ob das 21. Jahrhundert den Menschen eine hoffnungsfrohe Gesellschaft bringen würde, negativ. Verglichen mit anderen Ländern ist das ein ungewöhnlich hoher Grad an Pessimismus.<sup>91</sup>

Und wenn man die Werte des subjektiven Wohlbefindens mit denen der Zufriedenheit mit dem eigenen Land vergleicht, zeigen sich bei japanischen Jugendlichen wesentlich größere Diskrepanzen als bei Jugendlichen anderer Industrieländer. Obwohl die japanischen Jugendlichen die Zukunft ihres eigenen Landes mit großer Skepsis betrachten, sind sie jedoch mit ihrem eigenen Leben recht zufrieden.

Es ist beinahe wie ein Puzzlespiel. Aus schwerverständlichen Gründen scheinen Lebenszufriedenheit und Glück der jungen Leute seit 40 Jahren auf dem höchsten Stand zu sein. Soziale Ungleichheit, irreguläre Beschäftigung, Generationenkonflikt, ungeachtet all dieser Probleme sind die Jugendlichen heute „glücklich“.<sup>92</sup>

Dieser Befund wirft – unabhängig davon, ob er zutreffend ist oder nicht – die Frage nach den Kriterien des Glücks auf, die am Internationalen Tag des Glücks besonders brisant ist, steht derselbe doch für die Annahmen, (1) dass es Glück gibt, und (2) dass Glück ein universell gültiges Politikziel ist. Beide Annahmen sind sehr weitreichend und kompliziert. Die

---

<sup>91</sup> Furuichi, a. a. O., S. 131.

<sup>92</sup> Furuichi, a. a. O., S. 132.

erste lässt sich nicht verteidigen, denn Glück an und für sich gibt es nicht. Es ist eine Empfindung, die es ohne Menschen, die glücklich sind, ebenso wenig geben kann, wie es Schmerz ohne ein empfindendes Wesen, oder Unterricht ohne Schüler und Lehrer geben kann. Wenn das so ist, wird es mit Glück als Politikziel problematisch.

Psychologen lehren uns, dass sich Individuen in ihrem Glücks- bzw. Unglücksempfinden bezüglich ähnlicher Erfahrungen sehr stark voneinander unterscheiden. Zum Beispiel haben psychische Erkrankungen in westlichen Ländern einen größeren Einfluss als Einkommen und körperliche Leiden. Die Bedeutung der Partnerbeziehung variiert stark zwischen den Kulturen wie auch Bildung, die meist einen positiven Effekt hat, aber in manchen Ländern kaum ins Gewicht fällt. Schon aufgrund solcher Unterschiede ist es fraglich, dass die Maxime vom „größten Glück für die größte Zahl“ nach Jeremy Bentham die Antwort auf die Frage nach einem realistischen Politikziel ist. Und wenn es nicht um das Glück von Individuen, sondern um das von Gruppen geht, wird es noch komplizierter, denn wer (außer dem lieben Gott) ist in der Lage, ein bisschen mehr Glück für viele gegen ein bisschen mehr Unglück für einige abzuwägen? Und wenn wir, im günstigsten Fall, in einer repräsentativen Demokratie leben, sollen wir es dann den gewählten Repräsentanten überlassen zu entscheiden, was uns glücklich macht?

Zurück zum Weltglückstag. Er führt uns zur Bedeutung der Bezugsgruppe. Darf sich, moralisch betrachtet, das utilitaristische Prinzip vom „größten Glück für die größte Zahl“ auf die Bevölkerung einer Nation beziehen? Zweieinviertel Jahrhunderte nach der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte im Zuge der Französischen Revolution und sieben Jahrzehnte nach der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte ist das eine brennende Frage, denn das Bewusstsein von einem gemeinsam von der Menschheit bewohnten Planeten ist stärker ausgeprägt denn je und mit den verfügbaren Kommunikationsmitteln bis in die entlegensten Weltgegenden vorgedrungen.

Furuichi thematisiert das Verhältnis der „kleinen Frage“ der individuellen Lebenszufriedenheit zu der „großen Frage“ der Zufriedenheit mit dem eigenen Land. Diesbezügliche Übereinstimmungen und Divergenzen lassen sich mit verfügbaren Statistiken ermitteln. Anders verhält es sich mit der Frage nach der Zufriedenheit mit dem Zustand der Weltgemeinschaft, die hinzukommt und immer wichtiger wird. Die Förderer des Weltglückstages haben genau das im Sinn, aber da Politik primär im nationalen Rahmen betrieben wird, ist der Weg dahin, diese die Weltgemeinschaft betreffende Frage ernst zu nehmen, noch weit. Furuichi streift sie nur am Rande, wenn er vom Engagement der Jugendlichen für

internationale Hilfsprojekte wie Peace Boat spricht und davon, dass dieses Engagement zurückgeht.<sup>93</sup>

Solange die Grundbedürfnisse – Nahrung, Behausung, Wärme, Luft zum Atmen, sanitäre Versorgung, Bildung – nicht befriedigt sind, kann von *Lebenszufriedenheit* im positiven Sinn nicht die Rede sein. Die Bettler auf dem Weg in die Universität, die Migranten und die Flüchtlinge überall machen uns darauf aufmerksam, dass es zwingende Gründe gibt, die Frage nach Glück als Politikziel, wenn überhaupt, außer auf den Nationalstaat auch auf die Weltgemeinschaft zu beziehen. Dennoch steht die Bedürfnisbefriedigung aller nirgends im Mittelpunkt der Politik, weil das Hemd näher ist als der Rock und Migranten kein Wahlrecht haben.

Und wenn wir in Bezug auf Glück als Politikziel über die Sicherung des Überlebens hinausgehen und soziale und psychische Bedürfnisse – namentlich soziale Eingebundenheit, seelische Ausgeglichenheit und Ausschöpfung des Handlungspotenzials einer Person – miteinbeziehen, stoßen wir sehr bald auf das Argument, Glück sei relativ. Es wird durch den oben (S. 107) erwähnten Befund der sinkenden Ertragsrate des Reichtums für Glück gestützt und begründet das Konzept des subjektiven Wohlbefindens (SWB), das für die Zuschreibung von Glück ausschließlich auf der Selbsteinschätzung und Selbstbewertung der befragten Individuen beruht. Dadurch wird Glück in der empirischen Glücksforschung messbar. Ob, was da gemessen wird, tatsächlich Glück ist, bleibt eine philosophische Frage, aber die Reduzierung von Glück auf einen Umfragewert kann erklären, wieso z. B. Länder wie Costa Rica und Mexiko, deren Bürger eine wesentlich niedrigere Lebenserwartung haben und viel ärmer sind, trotzdem viel „glücklicher“ sind als Japan.<sup>94</sup> Auch die Diskrepanz zwischen den objektiv schlechter gewordenen Lebensumständen in Japan und gestiegenen Werten auf der SWB-Skala, die Furuichi bei den Jugendlichen konstatierte (S. 91), lässt sich so erklären. Beide Befunde, das relativ hohe subjektive Wohlbefinden der Costa-Ricaner und Mexikaner und das der japanischen Jugendlichen, deuten darauf hin, dass die objektiv messbaren Indikatoren der Lebensqualität nicht die einzigen Bestimmungsfaktoren der subjektiven Zufriedenheit sind.

Auch ändert sich die Gewichtung einzelner Faktoren im Laufe der Zeit. Vor einer Generation war der sichere Arbeitsplatz (zumindest des Hauptverdieners der Familie) eine unverzichtbare Komponente des Glücks.

<sup>93</sup> Furuichi, a. a. O., S. 100.

<sup>94</sup> Rang nach Lebenserwartung, Weltgesundheitsorganisation: Japan 1, Costa Rica 30, Mexiko 46; Pro-Kopf-Einkommen, Internationaler Währungsfonds: Japan 27, Costa Rica 75, Mexiko 64; Glück, World Happiness Report: Japan 51, Costa Rica 12, Mexiko 25.

Deshalb wird die von der Deregulierung des Arbeitsmarkts verursachte Verunsicherung der Lebensperspektive vieler junger Männer und Frauen durchweg als Verschlechterung der Lebensqualität gesehen, hat aber die Lebenszufriedenheit der Jugendlichen nach ihrer eigenen Einschätzung nicht so negativ beeinflusst.

Aus solchen Beobachtungen kann jedoch nicht der Schluss gezogen werden, dass der Mensch eben anpassungsfähig und Glück dementsprechend relativ ist, und es sich deshalb erübrigt, an den objektiven Verhältnissen etwas zu ändern. – Wenn die Jugendlichen sowieso zufrieden sind, braucht man nichts gegen die Zunahme nicht-regulärer Beschäftigung zu tun, und wenn die Costa-Ricaner und Mexikaner glücklicher sind als die Japaner (ebenso wie die Bürger manch anderer Industrieländer), braucht uns das Wohlstandsgefälle keine Sorgen zu machen. – Eine solche Argumentation würde den Verzicht auf jegliche Sozialpolitik und Entwicklungspolitik begründen. Ob das Prinzip vom „größten Glück für die größte Zahl“ zur Leitlinie dieser Politiken taugt, ist eine andere Frage, die mit Hinweis auf andere Prinzipien wie Würde, Gleichheit und Gerechtigkeit, die in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte festgeschrieben sind, verneint werden kann. Es bleibt indes die Frage, ob die politische Aufteilung der Welt in Nationalstaaten der Verwirklichung dieser Prinzipien nicht grundsätzlich entgegensteht, da die Existenzberechtigung des Nationalstaats die Bevorzugung der ihm zugehörigen Bürger ist.

Eine Kommilitonin, die sich schon mehrfach mit interessanten Beiträgen an der Diskussion beteiligt hat, erinnert an die Textstelle von Furui-chi, an der er davon spricht, sich als Lebenswelt für die „Menschen die in Japan sind“ auch etwas Anderes als den japanischen Nationalstaat vorstellen zu können (S. 40). Den Hinweis auf Jürgen Habermas, der den Nationalstaat als Konstrukt im Spannungsfeld „zwischen dem Universalismus einer egalitären Rechtsgemeinschaft und dem Partikularismus einer historischen Schicksalsgemeinschaft“<sup>95</sup> analysiert, nimmt sie interessiert zur Kenntnis. Ein anderer Teilnehmer macht darauf aufmerksam, dass die an sich große Aufnahmebereitschaft des italienischen Staates gegenwärtig in Publikationen in Frage gestellt wird, die den Untergang Italiens bevorstehen sehen, wie das jüngst erschienene Buch *L'Italia non c'è più* (Italien gibt es nicht mehr) des Publizisten Giampaolo Pansa.

Dafür, dass der „Untergang des Abendlandes“ die Gemüter hundert Jahre nach Erscheinen von Oswald Spenglers gleichnamigen Buch noch immer oder wieder bewegt, gibt es in letzter Zeit eine Reihe von

---

<sup>95</sup> Jürgen Habermas, Der europäische Nationalstaat – zur Vergangenheit und Zukunft von Souveränität und Staatsbürgerschaft, S. 139.

Zeugnissen, von Thilo Sarrazins Deutschen, die sich angeblich abschaffen über Michel Houellebecqs Horrormoman, in dem sich die Franzosen einem islamischen Staatspräsidenten unterwerfen, bis zu dem Dialog zwischen Ernesto Galli della Loggia, Mitherausgeber des *Corriere della Sera* und dem Linguisten und Kritiker Massimo Arcangeli, die sich fragen, ob Italien eine Zukunft hat.<sup>96</sup> Erstaunlich ist daran vor allem die naive Vorstellung von einem rassistisch und kulturell homogenen Volkskörper, den es gibt bzw. gab und den grauenhafte externe Umstände in den Untergang treiben.

So wenig stichhaltig die literarischen und (pseudo-)wissenschaftlichen Variationen über dieses Thema auch sind, die genannten Bücher und einige andere hatten Erfolg. Denn dass die gewohnte Ordnung in Frage gestellt oder gar umgestoßen werden könnte, ist für viele Menschen ein Albtraum, heute aber eine realistische Möglichkeit. Sofern die japanischen Jugendlichen diese Möglichkeit im Blick haben, brauchen sie doch dank der niedrigen Arbeitslosigkeit, die in manchen Sektoren bereits in Arbeitskräftemangel umgeschlagen ist, und der rigiden Immigrationspolitik der Regierung in Tokyo nicht um ihren Lebensunterhalt zu bangen. Anders als ihre italienischen Altersgenossen haben sie deshalb keine Albträume, aber sie haben auch keine Träume, nach deren Verwirklichung sie streben. Das ist Furuichis Diagnose, die von Familiensoziologen<sup>97</sup> bestätigt wird.

---

<sup>96</sup> Thilo Sarrazin, *Deutschland schafft sich ab*. Stuttgart, DVA, 2010; Michel Houellebecq, *Soumission*. Paris, Flammarion, 2015; Ernesto Galli della Loggia, *L'Italia ha un futuro? Conversazione con Massimo Arcangeli*, Rom, Castelvecchi, 2017.

<sup>97</sup> Z. B. Masahiro Yamada, *Kazoku nanmin* (Familienflüchtlinge), 2014.

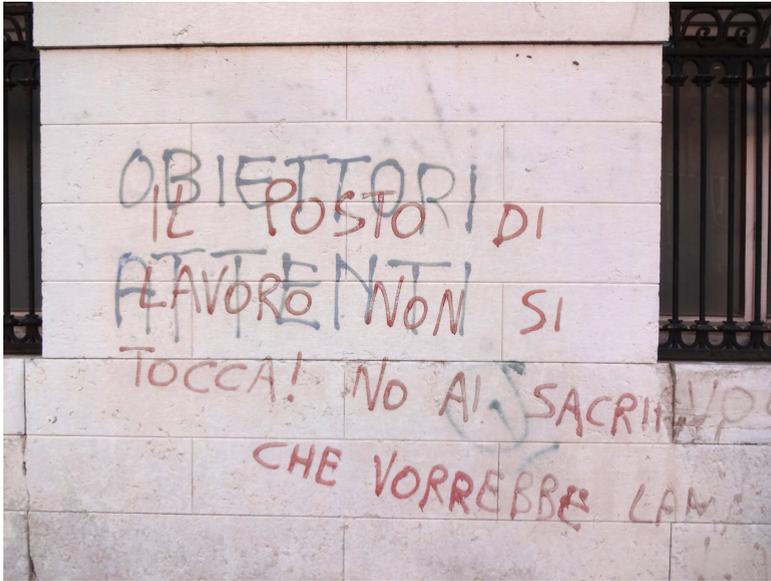


Abbildung 22. Hände weg vom Arbeitsplatz!

## 26 AUF DEM WEG ZUR WAHRHEIT

Noch ein Stück der sprachlichen Kulisse Venedigs: Eine Losung am Fondamenta San Felice fordert, *Il posto di lavoro no si tocca*, Hände weg vom Arbeitsplatz! Gegen welche drohende sozial- oder arbeitspolitische Maßnahme sich die hilflose Inschrift richtet, ist nicht auszumachen, aber dass hier eine der größten Sorgen Italiens angesprochen wird, ist sicher. 17,1 Prozent aller 15- bis 29-Jährigen waren 2016 in Norditalien arbeitslos. Im Süden sieht es noch viel schlimmer aus, insbesondere unter den Jugendlichen. Im Dezember suchten 39 Prozent aller Italienerinnen und Italiener zwischen 25 und 34 Arbeit.

Im Gegensatz zu den schwer zuzuordnenden Graffiti sehr konkret sind die Plakate und Transparente einer kleinen Kundgebung am Platz vor der Kirche St. Jeremias: *Non siamo pacchi ma maestre!* Wir sind keine Luschen, sondern Lehrerinnen! Und: *Basta precarietà ma nidi di qualità!* Statt Prekarität, gute Kitas! Protest gegen die schlechte Bezahlung von

Kindergärtner/innen und die dürftige Ausstattung der Kindertagesstätten der Stadt. Venedig steht hier vor dem gleichen Dilemma wie viele italienische Kommunen. Die Kinderbetreuung wird für die Bürger immer wichtiger, weil so viele Familien, die mit einem Einkommen nicht über die Runden kommen, darauf angewiesen sind, aber die Stadtkasse ist leer. Der Protest der Kindergärtner/innen stößt, wie sie sagen, beim Bürgermeister von Venedig und bei der Stadtverwaltung auf taube Ohren, was nicht nur für sie als Arbeitskräfte bedauerlich ist, sondern auch für die Stadt. Nicht nur für Venedig, sondern ganz allgemein gilt, dass die Rendite der Investition in das Humankapital einer Gesellschaft desto höher ist, in je jüngerem Alter sie erfolgt: Ein Euro für den Kindergarten macht sich besser bezahlt als ein Euro für die Universität. Für diese Erkenntnis<sup>98</sup> wurde der Wirtschaftswissenschaftler James J. Heckman 2007 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Den Bürgermeister darauf hinzuweisen, würde den in prekären Verhältnissen arbeitenden Kindergärtner/innen vermutlich wenig helfen; aber sie haben recht, insbesondere wenn die Maximierung der Rendite öffentlicher Mittel das oberste Gebot ist.

Ein trauriges Zeugnis des Kulturkontakts ist es, dass *prekariato* im Japanischen ein italienisches Lehnwort ist. Auch in Japan – einst Hort der Festanstellung für alle – ist es als Begleiterscheinung des globalen neoliberalen Siegeszugs für immer mehr Menschen zur einschlägigen Bezeichnung geworden. Dass es sich um einen aus der Verschmelzung von *prekär* und *Proletariat* gebildeten Neologismus handelt, wissen die italienischen Studenten, während ihre japanischen Kommilitonen es vielleicht nebenbei erfahren, wobei es für sie von untergeordneter Bedeutung ist, ob es französische oder italienische Soziologen waren, die diesen Begriff prägten. Was er beinhaltet, wissen sie: die ungewisse Zukunft ihrer Generation.

---

<sup>98</sup> James J. Heckman and Dimitriy V. Masterov. The productivity argument for investing in young children, S. 447.

## 27 SAN SEBASTIANO 14

Wir hatten gesehen, dass die große Glückswelle, die Anfang dieses Jahrhunderts die Gestade Japan erreichte, eine Begleiterscheinung der Krise der japanischen Variante des Kapitalismus war. Diese Variante zeichnete sich dadurch aus, dass der Staat mehr Einfluss auf das Wirtschaftsgeschehen nahm als in den neoliberalen angelsächsischen Ländern und mehr auch als in den kontinentaleuropäischen Ländern mit einem starken Sozialstaat. Dieses Konzept war lange sehr erfolgreich und bescherte den Japanern nie dagewesenen Wohlstand; doch dann kam das bittere und für viele unerwartete Erwachen. Die Bevölkerung war nicht mehr jung und voller Energie, und der Staat saß auf einem Schuldenberg, von dem niemand wusste, wie er heil wieder herunterkommen sollte.<sup>99</sup>

Nicht jeder, sicher nicht jeder Jugendliche, denkt darüber nach, was demographische Entwicklung, Industriepolitik und Staatsverschuldung in Japan miteinander zu tun haben und was dieser Zusammenhang für das Glück der heute jungen und künftiger Generationen bedeuten könnte. Zwar kann man abstrakt von einem Bevölkerungsmalus sprechen (s. S. 81), aber in moralischer Hinsicht kann man die Tatsache, dass die Menschen älter werden, nur positiv als *Lebenserwartungsgewinne* bezeichnen. Man muss die Entwicklung schon mit den Augen eines Finanzministers betrachten, um das anders zu halten, wie seinerzeit Japans Vize-Premier und Finanzminister Taro Aso, der sich dahingehend äußerte, dass die Alten sich mit dem Exitus mal ein bisschen beeilen sollten, um die Staatskasse nicht über Gebühr zu belasten.<sup>100</sup> Taktlos und in einem Land, das Respekt vor dem Alter traditionell als einen zentralen Wert betrachtet, schockierend; aber bezeichnend für die Denkmuster, mit denen die Politik auf die Alterung reagiert.

Das Mantra heißt Wachstum, und Wachstum verlangt Produktivität bzw. Produktivitätssteigerung. Da die Alterung weiter fortschreitet, wird das immer schwieriger. 2015 litten 4,5 Millionen Menschen in Japan unter Altersdemenz, eine Zahl, die nach Schätzungen der japanischen Regierung

---

<sup>99</sup> Die neoliberalen Reformen der japanischen Wirtschaft analysiert ausführlich Sébastien Lechevalier in seinem Buch *La grande transformation du capitalisme japonais*, wobei er der demographischen Entwicklung besondere Beachtung schenkt.

<sup>100</sup> Am 21. Januar 2013

bis 2025 auf 7 Millionen ansteigen wird.<sup>101</sup> Und dies ist nur eine Gruppe unter anderen, die den Anteil der unproduktiven bzw. abhängigen Bevölkerung auf Jahrzehnte wird anwachsen lassen, während die nachfolgenden Generationen kleiner werden. Ohne in Details zu gehen, können wir festhalten, dass es unter diesen Umständen schwer werden wird, den Lebensstandard in Japan zu halten, ganz zu schweigen davon, ihn weiter zu verbessern. Wie wirkt sich das auf die Jugendlichen aus? Kann es sich auf sie auswirken, ohne dass sie die Details der Bevölkerungsentwicklung und der Staatsfinanzen kennen und darüber nachdenken?

In dem heute anstehenden Abschnitt beschäftigt sich Furuichi mit einer These des Soziologen Masachi Osawa, der sich fragt,

unter welchen Umständen die Menschen sagen, dass sie unglücklich und mit ihrem Leben nicht zufrieden sind. Seines Erachtens ist das dann der Fall, wenn sie sagen können, „jetzt bin ich unglücklich, aber in Zukunft werde ich sicher glücklicher sein“. Denn, so Osawa, für Menschen, die noch Möglichkeiten und Hoffnungen für die Zukunft haben, bedeutet es keine gänzliche Negierung der eigenen Person, wenn sie bekennen, gegenwärtig unglücklich zu sein. Umgekehrt können diejenigen, die nicht mehr glauben können, dass sich ihre Lage verbessern könnte, gar nicht anders als zu sagen, dass sie glücklich sind.<sup>102</sup>

Osawa stützt diese These, wie Furuichi referiert, mit Umfragen, die bei Senioren hohe Werte für Glück und Lebenszufriedenheit feststellen.

Auf den ersten Blick ist es seltsam, dass die alten Menschen, deren körperliche Kräfte schwinden, mit ihrem gegenwärtigen Leben zufriedener sind als die jungen. Aber für die älteren Menschen gilt eben, dass sie sich keine Zukunft mehr ausmalen können, die viel glücklicher sein wird als die Gegenwart. Es bleibt ihnen also gar nichts anderes übrig, als zu sagen, dass sie mit ihrem gegenwärtigen Leben zufrieden sind.<sup>103</sup>

Furuichi findet diese These bedenkenswert und versucht, sie auf die Jugendlichen anzuwenden. Dass deren Zufriedenheitswerte in Krisenzeiten zunehmen, betrachtet er als Bestätigung. So war die Lebenszufriedenheit der Jugendlichen während der 1990er Jahre 1996 am höchsten, als wegen

---

<sup>101</sup>Weißbuch der japanischen Regierung zur sozialen Absicherung der Bevölkerung über 65 ([http://www8.cao.go.jp/kourei/whitepaper/w-2016/gaiyou/pdf/1s2s\\_3.pdf](http://www8.cao.go.jp/kourei/whitepaper/w-2016/gaiyou/pdf/1s2s_3.pdf))

<sup>102</sup>Furuichi, a. a. O., S. 133.

<sup>103</sup>Ebd.

des großen Hanshin-Awaji-Erdbebens und des Giftgas-Anschlags der Aum-Shinrikyo-Sekte in der Tokioter U-Bahn im Jahr zuvor allgemeine Untergangsstimmung herrschte. Umgekehrt war die Lebenszufriedenheit der Jugendlichen zu Zeiten des Hochwachstums, als sich alles gut zu entwickeln schien, relativ niedrig.

Wenn die Menschen denken, „besser als heute wird es morgen nicht“, sagen sie, dass sie jetzt glücklich sind. So kann man die geringe Lebenszufriedenheit der Jugendlichen in der Zeit des Hochwachstums und der Blasenwirtschaft erklären. Sie konnten daran glauben, dass es morgen bessergehen wird als heute, und sie hatten die Hoffnung, dass das auch für ihr eigenes Leben galt. Deshalb waren sie zuversichtlich, dass sie, auch wenn sie jetzt unglücklich sind, irgendwann einmal glücklich sein würden.<sup>104</sup>

Furuichi konstruiert in Anlehnung an Osawas Überlegungen eine Analogie. Auf der einen Seite stehen die Alten am Ende ihres Lebens, die nicht mehr hoffen können, dass es (noch) besser würde und deshalb, um glücklich zu sein, sagen, dass sie es sind. Und auf der anderen Seite stehen die heutigen Jugendlichen, die in einer Gesellschaft jung sind, von der nicht überzeugend behauptet werden kann, dass sie einer rosigen Zukunft entgegengeht, denen es aber insgesamt recht gut geht und die deshalb angeben, mit ihrem Leben zufrieden zu sein. Diese Logik erklärt seines Erachtens auch, dass die Lebenszufriedenheit in Zeiten von Rezessionen zunimmt.

Da schlechte Konjunktur alle in Mitleidenschaft zieht, fühlt man sich persönlich nicht benachteiligt. Aber wenn die Konjunktur wieder besser wird, tauchen um einen herum Menschen auf, denen es gut geht, die Erwartungen für die Zukunft werden höher, und selbst wenn die Löhne etwas steigen, fühlt man sich benachteiligt.

Wenn die Jugendlichen also im „Hier und Jetzt“ ihrer „kleinen Welt“ leben, wird ihr Glück von äußeren Problemen wie Armut und Generationenkonflikt nicht beeinflusst.<sup>105</sup>

Einerseits sollen die Jugendlichen somit zufrieden sein, weil sie ihr derzeitiges Leben nicht an optimistischen Zukunftsvisionen messen und andererseits, weil für sie nur die eigene Bezugsgruppe zählt und nicht vorausgegangene Generationen, die solche Visionen hatten. Das ist Furuichis Schlussfolgerung.

---

<sup>104</sup> Furuichi, a. a. O., S. 134.

<sup>105</sup> Ebd.

Die venezianischen Studenten sind skeptisch. Was sie vor allem überrascht, ist, dass in dieser Argumentation Zuversicht mit unzufrieden bzw. unglücklich sein assoziiert wird. Eine von ihnen erkennt in der These, dass die japanischen Jugendlichen glücklich seien, weil sie glauben, dass das Leben nicht mehr besser werden könne, einen Ausdruck von „typisch japanischem Fatalismus“, wie sie es nennt. Andere pflichten tendenziell bei und argumentieren, dass Optimismus kein Kalkül sei und man außerdem, auch wenn allerlei Daten vorlägen, nicht in die Zukunft schauen könne. Hätte denn am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts irgendjemand gewusst, dass sich die Lebenserwartung der Japaner an seinem Ende verdoppelt haben würde? Was, wenn sich das in diesem Jahrhundert wiederholt? Wäre das Grund zu Optimismus oder zu Fatalismus oder zu beidem? *La speranza è l'ultima a morire*, die Hoffnung stirbt zuletzt, sei eine italienische Redensart, wirft jemand ein, und ich sage, dass es die auch in anderen Sprachen gebe, mir aber kein idiomatisches Äquivalent im Japanischen einfiel. Optimismus, darauf einigen wir uns, könnte zu den Einstellungen gehören, die nicht nur individuell, sondern auch kulturell variieren.<sup>106</sup>

Und zweifellos ist mehr oder weniger ausgeprägter Optimismus Teil des Zeitgeistes, der allgemeinen Stimmung, in die Kinder hineingeboren werden und hineinwachsen – was die Kulturspezifik wieder relativiert. Was ist kulturell und was historisch bedingt? Kulturen sind historisch gewachsene Systeme. Wie lässt sich also das Kulturelle sinnvoll vom Historischen unterscheiden? Das ist wieder so eine schwierige Frage, die man nicht en passant beantworten kann. Um nicht alles, was befremdlich wirkt oder den eigenen Erwartungen zuwiderläuft, pauschal unter Kultur abzulegen, noch ein kurzer Blick auf Veränderungen in der Zeit. 1998 dachte nach eigenem Bekunden einer von vier japanischen Jugendlichen, dass sich Mühe nicht lohnt; 2013 war es einer von dreien. Nur halbscherzhaft werden die um die Jahrtausendwende geborenen Jugendlichen deshalb manchmal als Satori-Generation (*satori sedai*) bezeichnet. Satori ist ein Begriff des Zen-Buddhismus. Er bedeutet Erleuchtung und beinhaltet Abgeklärtheit und die Erkenntnis, dass es nichts mehr gibt, wonach man streben muss, und man in diesem Sinne sorgenfrei ist. 2013 wurde *satori sedai* zum Modewort des Jahres gewählt. Es bezeichnet eine Generation, die die Zukunft auf sich zukommen lässt, ohne das Gefühl zu haben, sie gestalten zu können, die deshalb aber nicht unglücklich ist.

---

<sup>106</sup> In der Forschung gibt es darauf einige Hinweise. Z. B. E. C. Chang, *Cultural influences on optimism and pessimism*. Washington, 2000.



Abbildung 23. Venedig: zu verkaufen

## 28 AUF DEM WEG ZUR WAHRHEIT

Stundenplanprobleme machen am Samstag eine extra Sitzung in *San Basilio* erforderlich, einem Hörsaalkomplex in ehemaligen, zu diesem Zweck umgebauten und modern eingerichteten Lagerhäusern am Canale della Giudecca. Auf dem Weg dorthin komme ich an den von Vorkämpfern der subversiven Stadtverschönerung so umbenannten *Bridges of Graffiti* vorbei sowie an zahlreichen gestempelten Aufschriften, ebenfalls auf Englisch, *Venice for sale*. Sie werden vom schematischen Porträt eines Mannes begleitet, dem offenbar der Ausverkauf Venedigs zugeschrieben wird. Dabei handelt es sich, wie ich von einem Anwohner erfahre, um Renato Brunetta, Wirtschaftswissenschaftler und Politiker, der vielen Herren gedient hat. Der gebürtige Venezianer versuchte zweimal erfolglos, Bürgermeister von Venedig zu werden und versprach für den Fall, dass er gewählt würde, gewaltige Investitionen in die Stadt zu holen, die Bevölkerung um mindestens 40.000 Einwohner zu steigern und so die

verblasste Glorie der Serenissima zurückzugewinnen und der Verwandlung Venedigs in einen großen Vergnügungspark entgegenzuwirken. Als Minister für öffentliche Verwaltung und Innovation erlangte Brunetta mit einer Kampagne gegen die Pflichtvergessenheit von Verwaltungsangestellten landesweite Berühmtheit, aber seine ehrgeizigen Pläne für ihre Stadt konnten nicht genug Venezianer überzeugen, ihm eine Chance zu geben, für ihre Verwirklichung zu arbeiten. Diejenigen, die ihn des beabsichtigten Ausverkaufs der Stadt bezichtigten, trugen dazu bei, dass er die Wahl verlor, mit dem ihn schmähenden Porträts verschafften sie ihm aber gleichzeitig einen Platz in der politischen Archäologie der Stadt. Nur für Eingeweihte erinnert es an die von ihm gewollte neue Renaissance Venedigs, von der im Übrigen jedoch nicht viel zu spüren ist.

## 29 SAN BASILIO 06

Dafür, dass es Samstag ist und der Kurs in einem bisher nie benutzten Hörsaal stattfindet, ist es erstaunlich voll; vielleicht, weil das Kapitel „Glückliche Jugend in verzweifelterm Land“ auf dem Programm steht, in dem der Autor seine Diagnose der unbeschwerten Jugend in dem von Vergreisung, Staatsschulden und Naturkatastrophe niedergedrückten Land noch einmal zusammenfasst.

Sich die Zukunft Japans in den düstersten Farben auszumalen, ist einfach, denn es gibt reichlich Grund zur Sorge: Gemessen an allen verfügbaren Indizes, die schlimmste Staatsverschuldung aller großen Länder; steigende Sozialausgaben wegen des Geburtenrückgangs und der Alterung; verkrustete Strukturen und schädliche Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt. Wenn wir es im Hinblick auf die Jugendlichen betrachten, ist das Problem der Zukunft eine Kluft zwischen den Generationen.<sup>107</sup>

Es handelt sich bei dieser Kluft um Differenzen sowohl der Wahrnehmung als auch des Lebensstils. Japan ist nach wie vor ein reiches Land, und auch die Jugendlichen leiden keine Armut. Da die Arbeitslosigkeit extrem niedrig ist, können sie auch ohne feste Anstellung ein ganz gutes Leben führen. Die materielle Not ist gering. Das ist zwar tröstlich, aber dennoch nicht befriedigend, denn vielen von ihnen fehlt etwas, das sie nicht mit Geld kaufen können, nämlich Anerkennung. Für die vorausgegangenen Generationen war die berufliche Karriere der wichtigste Weg zu diesem Ziel. Durch die Arbeitsmarktreformen und die enorme Zunahme nicht-regulärer Beschäftigungsverhältnisse, die sie nach sich zogen, ist dieser Weg einer wachsenden Zahl von Jugendlichen verstellt.

Als Vollzeit abreitender Teilzeitbeschäftigter kann man seinen Lebensunterhalt und zeitweise vielleicht sogar gutes Geld verdienen, aber man kann keine Karriere machen. Jedenfalls ist das in einer so statusbewussten Gesellschaft wie Japan, wo man auf bewährte Verfahren setzt und Quereinsteiger selten sind, äußerst schwierig. Hinzukommen der Mangel an Sicherheit und die fehlende Perspektive. Wo werde ich voraussichtlich in zehn Jahren stehen? Diese Frage kann nur der Festangestellte mit einiger Gewissheit beantworten. Dank der günstigen Beschäftigungssituation gelingt es vielen, die darin enthaltene Unsicherheit zu ignorieren, und

---

<sup>107</sup> Furuichi, a. a. O., S. 314.

außerdem können sie nichts dagegen tun. Der gegebene relative Wohlstand verstellt den Blick auf die materiellen Probleme der Zukunft. Sie werden erst sichtbar, wenn die Jungen nicht mehr jung sind und in wachsendem Maße auf die Sozialsysteme angewiesen sein werden, in die sie in prekären Beschäftigungsverhältnissen weder selber noch ihre Arbeitgeber etwas einbezahlt haben.

Die Deregulierung des Arbeitsmarkts ist eine gesellschaftliche Veränderung, deren Last vor allem die Jugendlichen zu tragen haben, und es ist nicht die einzige. Nur ein Drittel aller Jugendlichen hat einen festen Freund bzw. eine feste Freundin. Das könnte eine Begleiterscheinung der Bevölkerungsdynamik sein, denn mit der Alterung der Gesellschaft verschieben sich die wichtigen Lebensereignisse. Vom Ende her betrachtet, wird später gestorben, in den Ruhestand gegangen, das erste (heute oft einzige) Kind in die Welt gesetzt und mit der Erwerbstätigkeit begonnen. Die Vermutung, dass zwischen der zunehmenden Beziehungsscheu japanischer Jugendlicher und der Flexibilisierung der Arbeit ein kausaler Zusammenhang besteht, ist aber auch nicht weithergeholt. Ungewisse Aussichten für den eigenen Lebenslauf stehen der gemeinsamen Zukunftsplanung auch im privaten Bereich entgegen. Die exzessive Überstundenkultur kommt hinzu. Auch sie behindert die Entwicklung privater Beziehungen. Jeder für sich – das ist die Konsequenz, die immer mehr junge Menschen daraus ziehen, was im äußersten Fall pathologische Züge annimmt. Aus Sicht der Älteren kennzeichnet diese Generation unangepasstes Verhalten, das von *parasite singles* über *otaku* (von irgendeiner Leidenschaft Besessene) und *NEET* (die weder in der Schule, noch Ausbildung oder Training sind) bis zu den kontaktarmen *hikikomori*, die sich ganz aus der Gesellschaft zurückziehen, reicht. Allen gemeinsam ist die extreme Ichbezogenheit, die in einer ihrem Selbstverständnis nach kollektivistischen Gesellschaft besonders auffällt und als Symptom tiefgreifenden sozialen Wandels gelten muss.

Das Problem dieser Generation ist nicht materielle Not, sondern Einsamkeit, die freilich ihrer Zufriedenheit einstweilen keinen Abbruch zu tun scheint. So sieht es Furuichi<sup>108</sup> und nicht er allein. Seiner Generation bescheinigt er, dass sie „glücklich in einer beziehungslosen Gesellschaft lebe“.<sup>109</sup> Dieser Begriff (japanisch: *muen shakai*) kam im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts auf, als die erste Online-Generation aufwuchs und bedingt durch den ihr selbstverständlichen Umgang im Netz sehr andere Wege zu beschreiten begann als ihre Eltern. Es ist eine Gesellschaft, die dadurch gekennzeichnet ist, dass sich der Graben

<sup>108</sup> Furuichi, a. a. O., S. 339.

<sup>109</sup> Ebd. S. 343.

zwischen Festangestellten und irregulär Beschäftigten trotz Arbeitskräftemangels vertieft; dass sich direkte Kontakte mit den Mitmenschen zunehmend erübrigen, da sich immer mehr Obliegenheiten online erledigen lassen; dass auch die wichtigsten persönlichen Beziehungen immer mehr im Netz gepflegt werden; dass das Interesse an sexuellen Beziehungen zurückgeht; dass später oder gar nicht geheiratet wird; dass Familien arbeitsbedingt zerfallen; und dass die Vereinsamung auch der Alten voranschreitet. In Debatten über die Befindlichkeit der Jugend spielt die beziehungslose Gesellschaft eine wichtige Rolle. Auch in der Wissenschaft wird das zunächst in den Massenmedien thematisierte Problem ernstgenommen. So veröffentlichte die Japanische Gesellschaft für Psychologie einen Sammelband unter dem Titel, „Die Zukunft der beziehungslosen Gesellschaft“<sup>110</sup>.

Es herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass die Technologie, die verspricht, das Anknüpfen und Unterhalten von Beziehungen zu erleichtern, indem sie die Welt vernetzt und jeden mit jedem in Verbindung setzt, einen entscheidenden Anteil an der Herausbildung der beziehungslosen Gesellschaft hat; wurde diese Technologie doch kaum irgendwo mit größerem Enthusiasmus und weniger Skepsis angenommen als in Japan. Jeder für sich mit seinem Internetzugang – wenn sich die Gesellschaft unserer Tage so beschreiben lässt und sei es auch nur partiell, liegt Japan weit vorne im Trend. Nur Exzentriker sehnen sich mit Nostalgie nach dem *Garakee*, dem Galapagos-Handy, denn Umkehr gibt es nicht. Wer kein Smartphone mit den neusten Apps hat, begibt sich in die Isolation. Aus der Netzwerkgesellschaft kann sich niemand ungestraft verabschieden.

Die Jugendlichen sind realistisch und benutzen auf der Suche nach Anerkennung und um sich für gute Zwecke zu engagieren soziale Netzwerke. Ob sie damit den Mangel an Bestätigung durch eine Karriere und die Degeneration direkter persönlicher Beziehungen kompensieren können und ob diesbezügliche Unterschiede zwischen Japan und Italien (Europa) nicht ein interessantes Thema für eine Masterarbeit seien, fragt am Ende der samstäglichen Extrastunde einer der Teilnehmer.

---

<sup>110</sup> Muenshakai no yukue, Nihon shinrigakkai. Tokyo, Seishin Shobo, 2015. Die diversen Formen der Ausgangssperre und des sozialen Abstands im Zuge der Covid-Pandemie 2020 hat dieser Frage zusätzliche Aktualität und Dringlichkeit verliehen.



Abbildung 24. Hochwasser trag uns hinweg ...

### 30 DIE STUNDE DER WAHRHEIT

Es ist Frühling geworden, und die Welt sieht freundlich aus, aber das Ge-kritzel auf einer rohen Betonwand, auf das mein Blick fällt, nimmt sich wiederum sehr ungefällig aus. Grob und schnörkellos steht da: Alta ma-rea portaci via... Hochwasser trag uns hinweg... Wie könnte man in Ve-nedig sein, ohne auch einmal auf das Hochwasser aufmerksam gemacht zu werden, das die Stadt vor allem im Frühjahr bedroht? Aber was be-deuten die drei Punkte, und überhaupt, dass „uns“ die Flut hinwegtra-gen soll? Ein Kollege, dem ich auf dem Weg begegne, weiß es und erklärt mir den Witz, der tatsächlich einer ist.

Früher gab es keine Stege in der Stadt, oder nur hier und da. Bei Hoch-wasser kriegte man nasse Füße. Seit aber die Touristenflut überhandge-nommen hat, stehen sie überall aufgestapelt herum und beleidigen das Auge, was vermutlich den Graffitischreiber zu seinem sarkastischen Kommentar bewog. Er bezieht sich damit gleichzeitig auf ein populäres

Lied von Antonello Venditti, das jeder kennt. Das sind wohl die drei Punkte. Es heißt *Alta Marea* (Flut) und beruht auf der Vorlage von *Don't dream it's over*, einem Hit der australischen Rockband *Crowded House*, der von Freiheit, Reisen und Widerstand handelt. Venditti hat daraus eine Liebesballade gemacht, in der die Verse enthalten sind:

Du bist in mir wie die Flut, die kommt und geht und dich hinwegträgt

und

Du bist in mir wie die Flut, die kommt und geht und mich hinwegträgt.<sup>111</sup>

Die Venezianer hängen an ihrer Stadt, aber viele fürchten ihren Untergang, nicht nur wegen der durch den Klimawandel bedingten steigenden Flut und weil niemand weiß, ob das Eindeich-Projekt Mose (*Modulo Sperimentale Elettromeccanico*) je fertig wird, sondern auch weil sie fürchten, dass die Monokultur des Tourismus das soziale Leben zerstört. Die Graffiti-Epiphanie bringt diese beiden Ängste der Venezianer, die sich fragen, ob ein Leben hier noch lange möglich ist, in äußerster Dichte zusammen.

Mir stellt sich die Frage „bleiben oder gehen“ nicht. Es ist mein letzter Arbeitstag, und bald werde ich mich nur noch an Venedig erinnern. Aber erst kommt für die Studenten die Stunde der Wahrheit. Sie müssen zeigen, was sie gelernt haben. Für mich eher einfach, da es ein schriftliches Examen ist und ich nur zuzukucken brauche. Ich gehe also ohne Hast und ohne an die Vorlesung zu denken Richtung San Sebastiano. Ein Stück des Wegs kann man mit dem Wasserbus fahren, jedenfalls bis in die Nähe der Universität, was vergnüglich ist, da das morgendliche Treiben auf den Kanälen vom Wasser aus doch anders aussieht als vom Ufer. Viele Boote haben Namen; nicht alle zwar, manche haben nur Nummern: VE 8064, VE 8259 oder VE 7506, nicht sehr inspirierend, obwohl sich, wer Zahlen liebt, das eine oder andere dabei denken mag (Teilbarkeit und Quersumme zum Beispiel). Die Namen fallen in verschiedene Kategorien, die man sozialen Schichten oder Psychoprofilen der Besitzer zuordnen könnte. Da sind die prosaische *Lola*, *Cristina* und *Fiorenza* einerseits und die schwärmerische *Tornado*, *Lady Boat* und *Key West* andererseits. *Marco Ulisse* erscheint für ein kleines Motorbötchen etwas sehr ehrgeizig; aber soll man darüber streiten?

---

<sup>111</sup> Tu sei dentro di me, come l'alta marea che scompare riappare portandoti via bzw. Tu sei dentro di me, come l'alta marea che scompare riappare portandomi via



Abbildung 25. Die Wahrheit

Neben allen anderen Booten erregt – berufsbedingt – eines meine besondere Neugier, ein grüner Kahn, der Veritas heißt. Am Laderaum hat er zwei Klappen, die als differenziata und residuo ausgewiesen sind, die differenzierte Wahrheit also und der Rest. Da in der Lagunenstadt die Gewässer eine so überragend wichtige Rolle spielen, ist vielleicht auch die Wahrheit ständig im Fluss. In der Tat trifft das ja nicht nur hier zu, sondern ganz allgemein, etwa so, wie der Wissenschaftshistoriker Hans-Jörg Rheinberger es in seinem Büchlein „Experiment – Differenz – Schrift“ erklärt. Entscheidend für die Reproduktion alter und die Produktion neuer Wahrheiten oder „epistemischer Dinge“, wie er sagt, ist das Experiment bzw. das Experimentieren, das in Form von Aufzeichnungen Spuren hinterlässt. Dabei kommt es darauf an, gesicherte Erkenntnisse festzuhalten – mit der Schrift –, sie durch Wiederholung zu bestätigen und durch Veränderungen des Versuchsaufbaus in Frage zu stellen. Ein ständiger Prozess der probeweisen Annäherung an die Fakten ist das, der im Spannungsfeld zwischen Konsolidierung und Destabilisierung produktiv wird; nämlich, wenn aus Unterschieden neue Einsichten gewonnen werden können. Eine kleine Differenz, die Fortschritt bringt, während der Rest gleich bleibt. „Eine Maschine zur Herstellung von Zukunft“ nennt Rheinberger das.

Wie diese Maschine funktioniert, wie sie zu bedienen ist, und wer sie bedienen darf, wurde seit der Renaissance in Europa bestimmt, nicht immer im Geiste der uneingeschränkten Wahrheitsuche, wenn wir nur an Galilei denken. Sein auf Kopernikus' Theorie und eigener Beobachtung des Sternenhimmels mit dem Fernrohr basierendes Weltbild, das die Erde aus dem Zentrum des Kosmos verdrängte, stieß auf den Widerstand der Mächtigen. Ohne unumstößliche Beweise wollte die römisch-katholische Kirche diesen Umsturz, der das Glaubensgerüst der Menschen in seinen Grundfesten erschüttern musste, nicht akzeptieren und verbot Galilei die Verbreitung der neuen Wahrheit in anderer als hypothetischer Form.

Die enorme Vergrößerung unseres Wissensschatzes im Zuge der Aufklärung führte dazu, dass Glauben und Wissen immer mehr Wahrheitsuchenden als unvereinbar erschienen. Für die katholische Kirche wurde der Komplex Galilei zu einer schwärenden Wunde, die nicht von allein heilen wollte. Als sie den der Ketzerei verdächtigten pisaner Astronomen schließlich 1992 rehabilitierte, waren darüber gut dreieinhalb Jahrhunderte ins Land gegangen. Dass der Vatikan sich zu diesem Schritt durchringen konnte, verdankte er ironischerweise der ungeheuren Ausdehnung unserer Kenntnisse, seit Galileis Blick durchs Fernrohr uns unseren Platz im Weltall etwas konkreter hat werden lassen. Denn mit der unaufhörlichen Zunahme positiven Faktenwissens wuchs auch die Zahl der Wissenschaftler, die sahen, dass jede neue Erkenntnis neue Fragen aufwirft und sich das Verhältnis zwischen der differenzierten, gesicherten Wahrheit und dem Rest nicht zugunsten ersterer verschiebt. Alles ist noch viel komplizierter geworden, denn die Stabilität von Forschungsgegenständen und die Linearität von Wirkungszusammenhängen, von denen die Naturwissenschaften in der kopernikanischen Welt ausgingen, sind in vielen Bereichen nicht mehr gegeben. Wenn sich das Universum, was Physiker heute als Wahrheit lehren, ausdehnt, dann ist die Gefahr menschlicher Allwissenheit und ihres Triumphierens über Glaube und Aberglaube gebannt. Anders gesagt, für jenes höhere Wesen, das von der römisch-katholischen Kirche oder irgendeinem anderen Bekenntnis verehrt wird, ist der Fortschritt des Wissens gar keine Bedrohung. Galileis Griff nach den Sternen war somit letztlich verzeihlich, denn zwar bleiben immer neue Experimente zur Herstellung der Zukunft unverzichtbar, auf Erden, im Weltraum und immer mehr in der Virtualität, aber die Furcht, dass wir einmal allwissend sein werden, ist unbegründet.

Das gilt für die Gesellschaftswissenschaften nicht minder als für die Naturwissenschaften, obwohl die Experimente hier nicht von den Wissenschaftlern durchgeführt werden, sondern von ihrem Untersuchungsgegenstand selber. Gesellschaften verändern sich unaufhörlich, während

die Wissenschaft analysiert, wie Sein und Bewusstsein zusammenwirken, zu erkennen versucht, wie soziale Strukturen entstehen, sich reproduzieren und zerfallen, und welche gesellschaftlichen Handlungsträger auf den sozialen Wandel einwirken. Sozialpolitik ist eine Art Experiment zur Gestaltung der Zukunft, die von der gegenwärtigen Wahrheit ausgeht, deren ideologischer Charakter allerdings in den Gesellschaftswissenschaften für selbstverständlicher gilt als derjenige naturwissenschaftlicher Wahrheiten. Noch mehr als in den Naturwissenschaften beruht der Erkenntnisfortschritt in den Gesellschaftswissenschaften darauf, den eigenen Gesichtspunkt kritisch in Frage zu stellen, obwohl dieses Prinzip nicht immer befolgt wird. Francesco Fistetti kritisiert deshalb den nach wie vor gegebenen Universalitätsanspruch westlichen Denkens. „Um tatsächlich als Wahrheit gelten zu können“, schreibt er, „muss eine solche in der Sprache bestimmter konkreter Situationen Ausdruck finden.“ Andernfalls sei sie nur für scholastische Rabulisten gut. Wahrheiten über die soziale Welt müssen mit anderen Worten *übersetzbar* sein und übersetzt werden. „Ein solches Übersetzen ist“, wiederum Fistetti zufolge, „eine geo-philosophische Arbeit, die sich im permanenten Dialog und unter Verwendung der konzeptuellen Mittel der Sozialwissenschaften vollzieht.“<sup>112</sup> Und diese Arbeit, führt er weiter aus, habe nichts mit Kulturrelativismus zu tun, sondern allein damit, die Erkenntnisse der Sozialwissenschaften konkret zu machen und dadurch einen „gemeinsamen Denkraum“ entstehen zu lassen, der nicht auf westliche Theorien beschränkt ist.

Das war, aufs Wesentliche reduziert, genau meine Aufgabe am Ozeanischen Seminar in Venedig. Heute kam nun der Test, ob die italienischen Studenten ein Stück auf dem Weg vorangekommen waren, die japanische Gesellschaft vor dem Hintergrund ihrer eigenen zu begreifen und diese Gesellschaft dabei weder zu exotisieren, noch unreflektiert Theorien zu unterwerfen, die in und für die Analyse westlicher Gesellschaften entwickelt wurden. War ihnen der Gedanke der Horizontverschmelzung etwas vertrauter geworden?

Ein Buch über das Glück der jungen Generation schien mir für diesen Zweck eine geeignete Lektüre zu sein, denn die Glücksforschung schärft den Blick für viele Probleme, die mit der Analyse fremder Gesellschaften verbunden sind. Sie stellt – zumindest als empirische Forschung – ein neues Wissenschaftsfeld dar, von dem man fragen muss, warum es plötzlich das Interesse von Psychologen und Wirtschaftswissenschaftlern erregte. Sie ist zudem ein typisches Beispiel für eine Forschungsrichtung, die ausgehend von westlichen Gesellschaften Methoden und Theorie-

---

<sup>112</sup>Fistetti, a. a. O., S. 47

gebäude entwickelt, die weltweit angewandt werden. Dabei wird einerseits davon ausgegangen, dass *der* Mensch nach Glück strebt, und andererseits davon, dass *die* Menschen sich individuell, kulturell und bedingt durch andere Faktoren wie das Entwicklungsniveau ihrer Gesellschaft darin unterscheiden, was sie glücklich macht. In diesem Spannungsfeld zwischen *dem* Menschen und *den* Menschen entfalten sich unvermeidlich schwierige methodologische Probleme der Messbarkeit und Vergleichbarkeit von Glück. Die Frage, wie glücklich oder unglücklich die japanische Jugend ist, gibt Anlass zu vielen anderen Fragen, deren Diskussion den Studenten sowohl Einsichten über den Gegenstand ihres Studiums, Japan, als auch über wissenschaftliches Arbeiten vermitteln kann.

Die Aufgabe, Studenten ein Stück weit auf dem Weg zur Wahrheit zu begleiten, bleibt; denn immer wieder gibt es Gründe daran zu erinnern, dass dieser Weg beschwerlich ist, zu keinem definitiven Ziel führt (der Weg ist das Ziel, um noch einmal an Konfuzius zu erinnern) und diejenigen, die ihn gehen, nicht unbedingt von den Mächtigen unterstützt werden. Galileo Galilei war vielleicht ein unausstehlicher rechthaberischer Egomane, der sich noch dazu nicht scheute, was er wusste, dem venezianischen Militär feilzubieten. Aber er wies auch den Weg zur Wahrheit, und dafür gebührte ihm Unterstützung gegen die Inquisition.

Am 22. April 2017 gingen in mehr als 500 Städten rund um den Globus Hunderttausende auf die Straße, um das Banner der Wissenschaft hochzuhalten, nicht gegen den Papst diesmal, sondern gegen den Mächtigen unserer Tage. Der 45. Präsident der Vereinigten Staaten hatte öffentlich bekannt, dass Windparks gesundheitsschädlich sind und dass Impfungen Autismus verursachen. Er hatte sich mit Mitarbeitern umgeben, die den Wahrheitsgehalt der Evolutionstheorie für nicht größer halten als den der alttestamentarischen Schöpfungsgeschichte und die Klimawandel für einen Trick gerissener Geschäftsleute halten, Geld zu machen. Diese und ähnliche Äußerung veranlassten den Sprecher der American Physical Society zu der Feststellung, die Vereinigten Staaten bekämen den ersten Anti-Wissenschaftspräsidenten ihrer Geschichte.<sup>113</sup>

Wir Wissenschaftler glauben gern, dass wir etwas Anderes tun, als uns nur auf der Spielwiese der Experimente und der Gedanken auszutoben, während die wirklich wichtigen Dinge sich auf dem Markt abspielen und seinen alles-bestimmenden Gesetzen folgen. Nicht, dass wir unfehlbar wären, aber dass es sich lohnt, den Weg der Wahrheit einzuschlagen, auch wenn kein unmittelbarer materieller Gewinn winkt, ist eine Überzeugung, die wir liebgewonnen haben. Sie hat das Leben der Menschen in vieler Hinsicht besser gemacht und ist deshalb schwer aufzugeben.

---

<sup>113</sup> Washington Post, 10. November 2016.

Um diesem Weg weiter unbehindert folgen zu können, demonstrierten Wissenschaftler 400 Jahre nach Galileos Inquisitionsprozess nicht für eine bestimmte Wahrheit, sondern für die ungehinderte und (möglichst) unvoreingenommene Suche nach ihr.

## 31 WAHRHEIT GMBH

Die *Veritas* auf dem Canal Grande mit der differenzierten Wahrheit und dem Rest hatte mit all dem nicht viel zu tun, nicht direkt jedenfalls. Bei näherer Überprüfung traten jedoch Aspekte der schwimmenden Wahrheit zutage, die zu denken geben. *Veritas* ist ein Akronym, wie es sich nur Marketing-Experten ausdenken können. Es steht, erklärt der freundliche Herr im Büro von *Veritas* in Santa Croce, für **Veneziana Energia Risorse Idriche Territorio Ambiente Servizi** (Venezianische Dienste für Energieressourcen, Wasserversorgung und Umwelt). Wer *Veritas* sieht und gewahrt wird, dass es sich hier um die Müllabfuhr handelt, ordentlich mit Trennung für die Wiederverwertung – differenziata – und Restmüll – residuo, der lacht vielleicht oder lächelt wenigstens ein bisschen. Und das ist genial, denn das Lachen unterscheidet uns von anderen Lebewesen und ist in diesem Sinne „eine wesentliche Form der Wahrheit, die die Welt als ganze betrifft, die Geschichte und die Menschheit“.<sup>114</sup>

Die Müllabfuhr und mit ihr die Sorge für die natürliche Umwelt symbolisch auf die Ebene der Wahrheit zu erheben, ist heroisch, aber in unseren Tagen, da die Wissenschaft gegenläufigen Interessen zum Trotz immer mehr Erkenntnisse produziert hat, die darauf hindeuten, dass die Menschheit dabei ist, ihr eigenes Grab zu graben, nicht abwegig. Und so, wie die Verhältnisse sind, die Fortschrittsglauben immer mehr mit Profitstreben assoziieren und es den Prinzipien des Marktes erlauben, in alle Lebensbereiche vorzudringen, mag auch die Privatisierung der Müllabfuhr nicht abwegig erscheinen und mit ihr die der Wahrheit. *Veritas* ist eine Firma. Der erste Rat, den sie ihren Kunden auf ihrer Webseite mit großen Lettern gibt, ist dieser: *salvaguarda i tuoi consumi* (sichere deinen Konsum). Darauf kommt es an; das ist die Logik des Konsumkapitalismus. *Veritas* bringt den ihr entsprechenden Zyklus von Bedürfnisbefriedigung, Verbrauch und Wachstum auf die kürzeste Formel. Ob das tatsächlich der Weisheit letzter Schluss ist, ob Schutz und Pflege der Umwelt dem Ziel der Profitmaximierung unterworfen werden sollten, muss sich zeigen. Kritiker melden Zweifel an, da ein gewinnorientiertes Unternehmen in diesem Bereich nicht nur ein Interesse daran haben muss, den Müll so effizient wie möglich zu beseitigen, sondern eigentlich auch daran, dass es möglichst viel davon gibt, denn davon lebt es. Ein weiterer

---

<sup>114</sup> Mikhail Bakhtin, *Rabelais and his World*. Cambridge, S. 66.

Gesichtspunkt ist, dass die Kommerzialisierung einer die Gemeinschaft betreffenden Aufgabe – der Reinhaltung der eigenen Umwelt – das freiwillige Bürgerengagement dafür schwächt und damit die persönlichen Beziehungen in der Gesellschaft und das kollektive Wohlbefinden.<sup>115</sup>

Andererseits jedoch ist nicht zu bestreiten, dass der Markt, etwa durch die Verbreitung neuer Technologien, der Menschheit enormen Fortschritt beschert hat. Und man mag sich daran erinnern, dass Aurelio Peccei, einer der Gründer des Club of Rome, der die Umweltproblematik zu einem Thema der Politik machte, ein Geschäftsmann war. Die Botschaft, die der Club of Rome verkündete, ist eine der Wahrheiten, die heute weithin akzeptiert sind. Zu dieser Wahrheit gehört es auch und vornehmlich, dass es globaler Anstrengungen bedarf, um die selbstgeschaffenen Bedrohungen des Überlebens zu bewältigen und dass der Nationalstaat dafür ein unzulänglicher Rahmen ist. Die bedenkenlose Ausbeutung von Menschen und natürlichen Ressourcen seit Beginn der Industrialisierung hat Probleme geschaffen, die an nationalen Grenzen nicht haltmachen: Klimaveränderung und die Völkerwanderung unserer Tage.

Die Graffiti in Venedig spielen darauf und auf andere Probleme an. Sie gehören allem Anschein nach nicht zum Aufgabenbereich der Veritas, und das ist nicht unbedingt ein Schaden. Anmutig sind die kruden Inschriften gewiss nicht. Vielmehr stehen sie in geradezu schmerzhaftem Kontrast zu den verwitterten Epitaphen und marmornen Gedenktafeln, den Arkaden und Säulen, die dem Auge schmeicheln und Geschichten aus früheren Zeiten erzählen, die allerdings nur für Historiker und Kuriositätensammler von Interesse sind. Die Graffiti sind demgegenüber Fußnoten zur Gegenwart, und ohne sie hätte der Weg zur Wahrheit eine Dimension weniger, nicht nur in Venedig. Sie sind krude Schandflecken auf den alten ehrwürdigen Gemäuern, die niemand schön finden kann, den Betrachter aber daran erinnern, dass diese Gemäuer nicht nur Relikte sind, sondern auch eine städtische Gemeinschaft beherbergen. Die subversiven Sprühdosenzeichen bringen Themen in den öffentlichen Raum, in dem sie sonst keinen Platz haben, denn der wird von Verwertungsinteressen beherrscht. Graffiti sind minimale Störelemente auf der glitzernden Oberfläche der die öffentliche Kommunikation immer mehr dominierenden Werbung, dieses Tumors im Hirn der vernetzten Gesellschaft. Sich im Internet über das nächste Hochwasser in Venedig zu informieren, ohne dabei durch eine Kloake von Reklame waten zu müssen, ist praktisch unmöglich, während uns die Schrift an der Wand spielerisch und ganz ohne Werbung wissen lässt, dass wir uns auch von ihm hinwegtragen lassen könnten.

---

<sup>115</sup>Stefano Bartolini, *Manifesto per la felicità*, Mailand, S. 100f.

## EPILOG

Zurück am Rhein, versuche ich meine Gedanken zu ordnen und auf die Festplatte zu bringen, während draußen die Schiffe vorüberfahren, die *Mezzoforte*, die *Othello*; die *Eendracht*, die *Rhenus Thionville II* und die *Big Ben* gibt es auch, aber heute ist Italien auffällig präsent auf dem Rhein: die *ADDIO*, die *Carpe Diem*, die *Marco Polo*, die *Rubicon*, die *Rialto*, die *Vita-Nova* und wie sie alle heißen. Die Reeder der im Übrigen nicht so aufregenden Frachtkähne, das fiel mir schon bei anderer Gelegenheit auf, beweisen bei deren Taufe immer wieder viel Phantasie. Wie zur Bestätigung kommt sie da, flussaufwärts gen Süden, wo der Himmel nicht so grau ist, unter französischer Flagge, aus Gründen, die sich auszudenken etwas zu gewollt wäre und die tatsächlich nur der Eigentümer kennt, die *Venezia*. Venedig ist überall.



Abbildung 26. Venezia

## ZITIERTE LITERATUR

- Alain. 1928. *Propos sur le bonheur*. Paris: Gallimard (deutsche Übersetzung von Albrecht Fabri, *Die Pflicht glücklich zu sein*. Frankfurt: Suhrkamp).
- Alain. 2011. *Koufukuron, manga de dokuha* [Alains Propos sur le bonheur als Manga gelesen]. Tokyo: East Press.
- Appadurai, Arjun. 2017. Demokratiemüdigkeit. In: *Die große Regression. Eine internationale Debatte über die geistige Situation der Zeit*. Berlin: Suhrkamp, S. 17–36.
- Attili, Giovanni. 2017. Movimenti migratori e nuove territorialità. Verso un'etica urbana della metamorfosi. In: Ilaria Agostini et al. (Hrg.) *La città e l'accoglienza*. Rom: La Talpa srl – manifesto libri, S. 99–111.
- Bakhtin, Mikhail. 1968. *Rabelais and his World*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Bartolini, Stefano. 2012. *Manifesto per la felicità. Come passare dalla società del ben-avere a quella del ben-essere*. Mailand: Feltrinelli.
- Bauman, Zygmunt. 2007. *Liquid Times. Living in an Age of Uncertainty*. Cambridge: Polity Press.
- Bauman, Zygmunt. 2016. *Strangers at our Door*. Cambridge: Polity Press.
- Braudel, Fernand. 1949. *La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II*. Paris: Armand Colin.
- Chang, E. C. 2000. Cultural influences on optimism and pessimism: Differences in western and eastern construals of the self. In: Chang EC (Hrg.) *Optimism and Pessimism: Implications for Theory, Research and Practice*. Washington, DC: American Psychological Association, S. 257–280.
- Choden, Tashi, Takayoshi Kusago, Kokoro Shirai. 2007. *Gross National Happiness and Material Welfare in Bhutan and Japan*. Thimphu: Centre for Bhutan Studies. (<http://crossasia-repository.ub.uni-heidelberg.de/310/>)
- Coulmas, Florian. 2009. *Die Illusion vom Glück. Japan und der Westen*. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Coulmas, Florian und Judith Stalpers. 2011. *Fukushima. Vom Erdbeben zur atomaren Katastrophe*. München: C. H. Beck.
- Darwin, Charles. 1839. *Journal of Researches during the voyage of H. M. S. „Beagle“*. London: Collins'.
- Decandia, Lidia. 2017. Dalla città fortezza alla città come opera d'arte relazionale. In: Ilaria Agostini et al. (Hrg.) *La città e l'accoglienza*. Rom: La Talpa srl – manifesto libri, S. 37–68.
- De Rita, Giuseppe. 2002. *Il regno inerme. Società e crisi delle istituzioni*, Torino: Einaudi.

- Fistetti, Francesco. 2017. *Convivialità. Una filosofia per il XXI secolo*. Genua: il melangolo.
- Furuichi Noritoshi. 2012/2015. *Zetsubō no kuni no kōfukuna wakamonotachi* [Glückliche Jugend in einem verzweifelten Land]. Tokyo: Kodansha.
- Gadamer, Hans Georg. 1960. *Wahrheit und Methode*. Tübingen: Mohr.
- Galli della Loggia, Ernesto und Massimo Arcangeli. 2017. *L'Italia ha un futuro?* Rom: Castelvecchi.
- Habermas, Jürgen. 1996. Der europäische Nationalstaat – zur Vergangenheit und Zukunft von Souveränität und Staatsbürgerschaft, Kapitel 4 von *Die Einbeziehung des Anderen*. Frankfurt: Suhrkamp, S. 128–153.
- Hartley, L. P. 1958. *The Go-Between*. London: Penguin.
- Heckman, James J. und Dimitriy V. Masterov. 2007. The productivity argument for investing in young children. *Review of Agricultural Economics*, 29/3, S. 446–493.
- Helliwell, John, Richard Layard, Jeffrey Sachs. 2017. *World Happiness Report 2017*, New York: Sustainable Development Solutions Network.
- Humbert, Marc und Sato Yoshimichi. 2012. *Social exclusion: perspectives from France and Japan*. Melbourne: Trans Pacific Press.
- Konfuzius. Lun-yu. Aus dem Chinesischen übersetzt, *Gespräche*. Stuttgart: Reclam, 2003.
- Lechevalier Sébastien. 2011. *La grande transformation du capitalisme japonais (1980–2010)*. Paris: Les presses de SciencesPo.
- Lewis, Oscar. 1966. *La Vida: A Puerto Rican Family in the Culture of Poverty-San Juan and New York*. New York: Random House.
- Mastropaolo, Alfio. 2000. *Antipolitica. All'origine della crisi italiana*. Neapel: L'Ancora Mediterraneo.
- Matsuda 2011. *Kenshouhi no sedai kenkyuu – keiyai wo yuragasu ,hoshigaranai' wakamonotachi* [Die konsumfeindliche Generation. Die lustlose Jugend, die die Wirtschaft erschüttert.] Tokyo: Touyou keizai shinhou-sha.
- Mumford, Lewis. 1961. *The City in History: Its transformations and its prospects*. New York: Harcourt, Brace&World.
- Nietzsche, Friedrich. Götzen-Dämmerung. Sprüche und Pfeile. *Werke in zwei Bänden*. München: Hanser, S. 323–398.
- OECD. Old age dependency ratio. <http://www.oecd-ilibrary.org/docserver/download/8115201ec023.pdf?expires=1491140831&id=id&accname=guest&checksum=75699F36C6F282C0595EE22C0C22CDDA>
- Pansa, Giampaolo. 2017. *L'Italia non c'è più. Come eravamo, come siamo*. Mailand: Rizzoli.
- Plebani, Tiziana (Hrg.) 2016. *Stranieri, barbari, migranti: Il racconto della storia per comprendere il presente*. Venedig: Biblioteca Nazionale Marciana.

- Rheinberger, Hans-Jörn. 1992. *Experiment – Differenz – Schrift. Zur Geschichte epistemischer Dinge*. Rangsdorf: Basiliken-Presse.
- Sato Yoshimichi und Yoshida Takashi. 2008. Hinkon no sedaikanrensan jishou kenyu [Die intergenerationelle Reproduktion der Armut]. *Nihon roudou kenkzuo zasshi* 5 (4).
- Scandurra, Enzo. 2017. Un popolo nuovo arriva. In: Ilaria Agostini et al. (Hrg.) *La città e l'accoglienza*. Rom: La Talpa srl – manifesto libri, S. 13–35.
- Signorelli, Amalia. 2016. *La vita al tempo della crisi*. Turin: Einaudi.
- Simmel, Georg. 1903. Die Großstädte und das Geistesleben. *Jahrbuch der Gehe-Stiftung Dresden*, hrsg. von Th. Petermann, Band 9, S. 185–206, Dresden.
- Sombart, Werner. 1922. *Liebe, Luxus und Kapitalismus*. München: Duncker&Humblot.
- Streeck, Wolfgang. 2013. *Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Streeck, Wolfgang. 2017. Die Wiederkehr des Verdrängten als Anfang vom Ende des neoliberalen Kapitalismus. In: *Die große Regression. Eine internationale Debatte über die geistige Situation der Zeit*. Berlin: Suhrkamp, S. 253–273.
- Tachibanaki Toshiaki. 2017. *Atarashii kōfuku-ron* [Neue Glückstheorie]. Tokyo: Iwanami.
- Uchida, Yukiko. 2013. Changes in well-being and attitude toward life after the Great East Japan Earthquake. *Environmental Research Quarterly*, 172, S. 83–91.
- Uchida, Yukiko, Shinobu Kitayama. 2009. Happiness and unhappiness in East and West: Themes and variations. *Emotion*, 9, S. 441–456.
- Ueno, Chizuko. 1998. The declining birthrate: Whose problem? *Review of Population and Social Policy* 7, S. 103–128.
- Venezia in cifre. 2017. [http://dati.istat.it/Index.aspx?DataSetCode=DCIS\\_POPRES1](http://dati.istat.it/Index.aspx?DataSetCode=DCIS_POPRES1)
- Vanoli, Alessandro. 2017. *Migrazioni mediterranee*. Rom: Castelvecchi.
- Yamada Masahiro. 2014. *Kazoku nanmin: shōgai mikon-ritsu 25-pāsento shakai no shōgeki* [„Familienflüchtlinge“ – schockierende 25 % lebenslang unverheiratet]. Tokyo: Asahi Shinbun Shuppan.
- Yamada Masahiro. 2016. Yume naki, puchi manzoku, hoshu hossu [Keine Träume, mit wenig zufrieden, auf Bewahrung bedacht]. *Asahi Shinbun*, 30.9., S. 15.